Schatzkästlein

des

Gevattersmanns.

Von

Berthold Auerbach.

Erster Band.

Stuttgart.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1862.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Ueber der Stubenthüre

ist noch in manchen Häusern in Stadt und Dorf ein Brett, worauf Bücher zur Erbauung und Erheiterung liegen. Man darf es wohl auch als ein Sinnbild ansehen, daß man beim Eintritte in eine Häuslichkeit die gesammelte Einheit dessen, was den Familiengeist bestimmt, über sich habe.

Der Gedanke, daß es vergönnt wäre, auch ein Plätzchen auf jener obern Schwelle zu haben und in stillen Stunden angerufen zu werden; wer fühlte sich nicht dadurch erhoben? Wer aber mit dem Wunsch käme, alles Bisherige zu verdrängen, wäre dessen nicht würdig.

Sieh nun zu, ob und wie du dieses Buch und was es enthält, einreihen kannst zu dem, was du schon hast. Mache es damit wie mit allem Andern: Was du als wahr erkennest, das halte fest; und das Uebrige? — dabei denke, daß eben noch Niemand die volle Wahrheit erschöpft hat, und daß eben darum die Menschen von Geschlecht zu Geschlecht an der Erkenntniß arbeiten.

Laß dir darin helfen, aber hilf du auch mit. Du kannst es.

Zum richtigen Verständniß dieses Buches mußt du dir noch kurz von seiner Geschichte erzählen lassen:

Viermal, von 1845 bis 1848 erschien ein Kalender unter dem Titel: „Der Gevattersmann.“ In einer Auswahl sind hier im zweiten Theile die darin enthaltenen Geschichten zusammengestellt.

Die Jahrgänge sind nicht unter einander gemischt. Einzelne Geschichten werden dir als bekannt erscheinen, weil sie vielfach in Zeitungsblätter und Schullesebücher übergegangen sind; darum mußten sie nichtsdestominder hier ihre Stelle behaupten.

Die Geschichten, die du in diesem Buche findest, sind aus mancherlei Betrachtungen entstanden. Es ist nicht nur Ernstes und Lustiges, sondern auch Heiliges und Weltliches, wie man's nennt, neben- und durcheinander gestellt; aber das Heilige und Weltliche darf im Leben nicht getrennt sein. Es ist gerade die Aufgabe des vielverschrieenen neuen Geistes: die echte Frömmigkeit in allem Thun und Denken zu erwecken und zu befestigen.

Freilich fehlt noch mancherlei, was nothwendig auch in diesem Buche hätte besprochen werden müssen; aber eben dazu sind allerlei Menschen auf der Welt, daß jeder nach seinem Maße thue, was ihm zukommt, und eben dazu hat jeder noch Lebensraum vor sich, daß er mit der Zeit noch Anderes in die Hand nehme zum Frommen des Vaterlandes und seiner Mitmenschen.

Inhalt.

Schatzkästlein des Gevattersmanns.

Erster Band.

Das Sparkassenbüchlein.

Freilich, sagte der Schlossermeister Werner in der Wasserstraße, freilich geschehen in unseren Tagen keine Wunder mehr, aber man steht doch manchmal an einem Abgrund, und eine Hand reißt Einen weg, die mehr Macht hat als eine einzelne Menschenhand, und wenn man sich dann besinnt, kommt's Einem wie ein Wunder vor. Mir schwindelt's noch, wenn ich dran denke, was aus mir hätte werden können, wenn nicht der heilige Geist, der in einem guten Menschen waltet, mich gepackt hätte, und wenn nicht noch Etwas an mir gewesen wäre, das er hätte packen können.

Ja, Nachbar Weber, die Jaquardstühle in eurer Gebildfabrik sind sehr kunstreich, und ich verstehe noch nicht wie Grund und Gebild zu gleicher Zeit gemacht wird; aber der große Webstuhl der Welt, in dem so ein menschlicher Lebenslauf nur ein einziger Faden ist, ist noch viel kunstreicher zusammengesetzt, noch viel schwerer auszukennen. Wenn man so einen menschlichen Lebensspinnfaden auszieht, sieht man an ihm, ebenso wie ich vor kurzem im Mikroskop am wirklichen Spinnenfaden gesehen habe, daß er siebenfach zusammengezwirnt ist. Ich will euch erzählen, wie ich gezwirnt worden bin,

und fast hätte es einen dicken Knoten gekriegt oder wäre gar abgerissen.

Ihr wißt, ich bin als Waisenkind aufgewachsen, und hatte keinerlei Anhang in der Welt. Ich war ein junges leichtes Blut, als ich beim Zunftmeister in der Schulgasse als Geselle stand. Der Meister, ihr habt ihn ja noch gekannt, war ein stiller, behäbiger Mann, er sprach nicht viel um einen Groschen; dafür war's aber auch um so gewichtiger, wenn er nur nickte, oder einmal ein Wort an einen richtete. Als er mir den ersten Wochenlohn auszahlte, sagte er: „Peter, du hast genug an der Hälfte; das Andere behalte ich und lege es zusammen, bis wir's auf die Sparkasse thun können.“ Und so geschah es auch. Wenn der Meister was sagte, hatte Keiner den Muth zu widersprechen.

Am Palmsonntag vor der Kirche ging er mit mir nach der Sparkasse. Mein Name wurde in ein großes Buch eingetragen, und ich bekam ein kleines Büchlein, drin stand wieder mit schönen Buchstaben mein Name, und auf dem zweiten Blatte mein erstes Ersparniß. Es waren sieben Thaler. Das Büchlein, es war in graugesprenkeltes glattes Papier eingebunden, war so sanft anzurühren, und war so fest bei einander, daß ich es so lieb hatte, ich kann es gar nicht sagen. So äußerte sich bei mir die erste kindische Freude etwas vor mich gebracht zu haben, und es giebt gewiß kein glücklicheres Gefühl, als sich zum erstenmale sagen zu können: du hast und bist noch etwas mehr als was da so herum läuft, es gehört noch etwas zu dir, was man dir nicht ansieht, und das hast du dir selber erworben.

Immer wieder hätschelte ich mein Büchlein, und las nach der Kirche gewiß hundertmal meinen Namen und mein Capital, und es kam mir sonderbar vor, daß der Name da drin mein ist, daß ich Peter Werner heiße, und daß die Zahl sieben Thaler das und das bedeutet, und daß ich das bin und das Alles zu mir gehört, und staunend ging mir's auf: wie es so seltsam und so wunderbar ist, daß ein Mensch dem andern auf etwas Geschriebenes hin sein Eigenthum giebt, und der bewahrt's ihm und giebt's ihm wieder, und noch mehr dafür. Es war mir, wie wenn ich jetzt erst auf die Welt gekommen wäre, und zum Erstenmal sähe, wie das Alles zusammenhängt.

Wohlgemuther habe ich noch keine Frühlingszeit gehabt, als jene vom Jahr 46, das auch ein gutes Weinjahr geworden ist. Wenn ich sah, wie Alles draußen so schön sproßte und wuchs, so mußte ich immer wieder denken: du hast auch einen Acker, wenn man ihn auch nicht sieht, und da wächst auch was drauf, und dein Acker — ist dein Sparkassenbüchlein.

Ich war so in mir vergnügt, daß ich mir das Rauchen abgewöhnte. Ein wahrer Geiz war in mich gekommen, und ich ruhte und rastete nicht, bis ich wieder ein Anständiges beisammen hatte, und am Tage vor Jacobi trug ich wieder eine runde Summe hin, und der Finanzrath Menninger, der die Sparkasse aus Menschenfreundlichkeit mitverwaltete, wünschte mir Glück, und trug das Ausgehändigte ein mit den Worten: „Heute fünf Thaler erhalten."

Aber seltsam! Als ich den zweiten Eintrag überlas, war

meine Freude bei weitem nicht so groß als wie das Erstemal. „Es geht doch langsam, dachte ich verstohlen in mir, „du brauchst lang, ehe du zu etwas Erklecklichem kommst —" aber ich hieß den Gedanken schweigen und war bald wieder lustig und guter Dinge.

Wenn ich am Tage, besonders aber Abends, an dem Gebäude vorüberging, darin die Sparkasse war, sagte ich fast laut vor mich hin: „So, da oben bist du, mein Geld, du ruhst Tag und Nacht nicht und verdienst dir Zinsen; das ist gut, es schafft jetzt noch Eins für mich, und ich will dir schon nachhelfen, will dir neue Rekruten schicken."

Hätte ich das nur immer blos für mich hingesprochen! Aber ich sagte es bald auch meinem Nebengesellen, einem Pfälzer, der uns zugereist war, der zuckte die Achseln und lachte spöttisch über meine kindische Genügsamkeit.

„Was willst du mit dem Bettel anfangen?" sagte er. „Die reichen Leute allein, die haben's gut, die essen und trinken und schlafen und lassen derweil ihr Geld arbeiten, und wenn sie in der Frühe erwachen, so können sie guten Morgen Feierabend sagen. So lang man das nicht kann, ist man ein armer Schelm." Ich kümmerte mich wenig um seine Worte, ich war ja nicht arm, und war auch kein Schelm; aber wie das so geht, es bleibt doch Etwas in Einem stecken. Es sind zweierlei Menschen in Jedem, und es kommt darauf an, welchen man anruft. Ich ließ mich verleiten, wieder ein bißchen zu rauchen, und auch sonst kleine Ausgaben nicht zu scheuen, ich wollte mein junges Leben genießen, und es dauert ja doch so lang, bis man auf diesem Weg etwas Erkleckliches

vor sich gebracht hat. Dennoch war ich dabei nicht glücklich, und holte mir zu meinem Troste oft am Sonntag Morgen mein Sparbüchlein aus der Truhe und freute mich, daß das Alles da drin so feststeht und mir doch nicht durch die Finger laufen kann. Es war eine gedruckte Zinsenberechnung mit in dem Büchlein, und ich wollte ausrechnen, wieviel mein Reichthum bereits ertragen habe; sieben Thaler ertragen zu fünf vom Hundert jeden Monat zehn Pfennige, und fünf Thaler ertragen sechs Pfennige monatlich, und jenes im Jahr zehn Silbergroschen und sechs Pfennige, und dieses sieben Silbergroschen sechs Pfennige. Ja, das stand Alles da, aber ich hatte nicht zu gleicher Zeit, und gar nie am Ersten eines Monats, eingelegt, und mit den Tagen, Wochen und den Bruchtheilen konnte ich nicht auskommen. Mein Pfälzer dagegen war ein fertiger Rechner und Schreiber, er sagte mir auf Heller und Pfennig hin, was ich zu fordern hätte, und sang mir meinen ganzen Reichthum in der Weise des Jägers von Kurpfalz vor, warf mein Büchlein an die Decke, und rief: „da fliegt der ganze Reichthum Peter Werner's, des großen Capitalisten!"

Das Büchlein fiel aufs Angesicht, und mir war's als wär' es gekränkt. Ich hätte es gern um Verzeihung gebeten, als ich es abwischte; ich versteckte es in meine Truhe, und zeigte es fortan dem Nebengesellen nicht mehr.

Da brach gegen Weihnachten in der Stadt ein großer Brand aus, und ehe man Hülfe bringen konnte, schlugen die Flammen aus dem Hause, worin die Sparkasse war. Mir zitterte das Herz im Leibe, als ich das sah, und ich weinte,

als ich hörte, daß das Hauptbuch verbrannt sei: mein ganzes Besitzthum war jetzt auf Einmal dahin. Mein Nebengeselle aber lachte mich aus, und sagte: „Du Narr, was weinst du? Der Staat hat ja die Sparkasse garantirt, und du hast ja deinen Schuldschein. Der Staat muß dich bezahlen.“

Ich war beruhigter, denn leider ist es ja so und noch jetzt unter gar vielen Menschen, daß sie meinen, was der Staat leisten muß, das kommt aus einem unsichtbaren Beutel, der vom Himmel herabhängt, aus dem man nur zu nehmen, und in den man nie hinein zu thun hat. Jetzt zeigte ich meinem Pfälzer wieder mein Büchlein, gab's ihm jedoch nicht in die Hand, und er fand Alles in Ordnung.

Als wir aber Nachts im Bett schliefen, weckte er mich und rief: „Peter, wir werden Beide reiche Leute, und wir können es auch dahin bringen, daß unser Geld für uns arbeitet, und wir thun gar nichts mehr als spazieren fahren.“

Ich meinte, er träume noch, aber er erklärte mir, daß wir beide nach Californien auswandern, wo man das Gold aus dem Boden gräbt. Das war mir schon Recht, aber ich wußte nicht, woher das Reisegeld nehmen. Da sagte er, daß mein Sparkassengeld dazu ausreiche. „Du hast es ja einen Bettel geschimpft?“ fragte ich. „Das ist's nicht mehr,“ erwiderte er, Licht anzündend. „Mir ist im Schlaf eingefallen, wie das zu machen. Komm, steh auf, gieb mir einmal dein Büchlein her.“

Mir war selber, als wenn die geschriebene Zahl sich durch ein Wunder in Hunderte und Tausende verwandelt haben

könnte, ich sprang aus dem Bette, schloß meine Truhe auf und holte mein Büchlein.

„Richtig!" rief der Pfälzer. „Gut ist's! Prächtig! Das wird kein Mensch anders sehen. Hier steht: „Heute fünf Thaler erhalten." Das Wort „heute" wird sonst nie geschrieben. Wirst sehen, wie ich hexen kann. Aus dem Wort „heute" mache ich „hundert." Dann haben wir genug, und wir können mit Goldklumpen Fangball spielen."

Ich zitterte am ganzen Leib und rief: „Das thue ich nicht! Das kannst du nicht! Das darf man nicht! Das kann man nicht!"

„Gieb her, ich will dir's zeigen," sagte er.

Noch widerstrebte ich, aber der böse Geist regte sich als Neugier in mir, und ich sagte: „Wie willst du das machen? Probir' zuerst auf einem andern Papier, du verdirbst mir sonst mein Büchlein, und ich komme in Ungelegenheit und verliere noch das, was mir gehört."

Die Feigheit des bösen Willens gab mir ein, das zu sagen; ich hoffte, daß er es nicht machen könnte, um dadurch von meinem bösen Gelüste erlöst zu werden, und wünschte doch wieder, daß er es könne. Man ist in solcher Lage wie besessen, wie vom Wirbelwind erfaßt.

„Gieb her!" schrie der Pfälzer, „und mach' mich nicht zornig, sonst zittert meine Hand, und ich verderbe es unnöthig."

Ich konnte nicht mehr widerstreben. Ich preßte die gefaltenen Hände zusammen und stand zitternd dabei, wie er mit fester Hand in mein heiliges Büchlein hineincorrigirte,

und als er, mit dem Munde die Tinte trocken hauchend, das Büchlein an sein Gesicht hielt, war's mir, als ob er meine Seele verschlinge. Ich wollte sehen, was er gemacht, aber er zeigte mir's noch nicht, und als er jetzt mit einem kleinen Messer radirte, spürte ich's, als ob man an meiner Seele schabte; aber jetzt schlug mir's wie eine Flamme aus dem Gesicht, und eine Stimme sagte: „Du bist reich und wirst noch tausendmal reicher."

Ich las, da stand's: „Hundert fünf Thaler erhalten," und kein Mensch, der nichts davon wußte, konnte merken, daß hier etwas geändert war, und das Hauptbuch war ja verbrannt.

Der Pfälzer zog mich jubelnd im Tanz auf der Bodenkammer umher, und rief immer: „Jetzt geht der lustige Tanz an und wird Lebenlang aufgespielt, und wir tanzen durch die Welt, lustig bis zum Kehraus."

Wir lagen wieder im Dunkel in unserm Bett, und der Pfälzer verstand es, eine Welt voll Glanz und lauter Lustbarkeit vor mich hinzuzaubern. Ich war schon auf dem Meer, ich spielte schon Fangball mit Goldklumpen, ich fuhr in einer Kutsche mit vier Schimmeln, und auf dem hintern Sitz saß ein Bedienter, der reichte mir auf einen Wink immer frischgestopfte silberbeschlagene Meerschaumpfeifen mit brennendem Zunder obendrauf in den Mund, und ein Andrer schenkte mir Champagner ein, und meine Frau saß daneben und hatte einen grünen Schleier auf dem Hut . . .

Mein Pfälzer schlief bald ein, er hatte sich stark verausgabt, mir allerlei Träume vorzumalen, und auch ich sank

endlich in Halbschlaf; da durchzuckte es mich plötzlich, und ich wachte auf wie aus einem Rausche. Mir war ganz klar alles was geschehen war, meine Kiste stand ja offen, und ein heller Mondstrahl fiel schräg auf die glitzernde Decke meines Sparbüchleins und zitterte darauf. Ich sprang aus dem Bett. Nein, das darf nicht sein, lieber will ich Alles verlieren, ich zerreiße mein Kleinod. Aber seltsam! Mich dauerte das Büchlein, das ich so sehr geliebt hatte. Ich nahm es mit ins Bett und schlief endlich ein.

Der Meister fragte mich oft was mir fehle, ich sähe so verstört und übernächtig aus. Ich konnte es ihm nicht sagen, und wenn er und die Meisterin und die Kinder ein freundliches Wort mit mir sprachen, fuhr es mir wie ein zweischneidig Messer in die Seele: die denken noch immer, du seist brav. Die wissen nicht, was du gethan und was du noch thun willst, du betrügst sie um ihre Gutheit. Sie würden dich alle hinausjagen, wenn sie wüßten wer du bist. — Oft, wenn ich zu Tische saß, war mir, als müßte jetzt plötzlich ein Gerichtsdiener kommen, mich in Ketten legen und in ewige Gefangenschaft bringen. Ich hielt mir oft die Hand an den Mund und schrack plötzlich zusammen, denn ich fürchtete oft, daß ich unwillkürlich Alles ausspreche, was vorgegangen ist. Ich konnte gar nicht begreifen, wie ich die Worte zurückhalten kann, und was ist es denn, womit ich sie banne? Warum spreche ich das aus und nicht auch das Andere? Ich meinte oft, ich hätte schon Alles verrathen, ich wußte nicht mehr, was von mir bekannt und was verborgen ist. Wenn man mich etwas

fragte, stotterte ich, denn ich mußte vorher die Worte und Gedanken wegschieben, die zuerst herauswollten.

Noch heutigen Tages habt ihr mir schon oft vorgeworfen, und meine Katherine neckt mich besonders gern damit, daß ich lieber Alles thue, als mir ein Geheimniß aufladen zu lassen. Und es ist wahr, wenn ich etwas habe, das ich verborgen halten muß, ist mir immer, als hätte ich ein Glas in der Tasche, und unversehens wird mir's zerschlagen. Könnt euch also denken, wie hart es mir wurde, ein schweres Geheimniß über mich selbst zu bewahren.

Daß ich von da an nichts mehr in die Sparkasse that, versteht sich von selbst, ja ich machte allerlei Umwege, nur um nicht durch die Straße zu gehen, in die jetzt die Kasse verlegt war.

Ich konnte mit Niemand von meiner Seelenqual reden, als mit dem Pfälzer, und als ich ihn einst in stiller Nacht fragte, ob er auch glaube, daß es Menschen gebe, die ein Verbrechen gethan und dennoch heiter und wohlauf lebten, da lachte er mich laut aus und wußte hundert Geschichten zu erzählen von Lug und Trug, und daß der ein Narr sei, der nicht nehme wo er nehmen könne.

Der Meister nahm noch mehrere Gesellen, denn wir hatten viel Arbeit bei der Einrichtung des neuen Zuchthauses, und jetzt waren so viele Fremde in der Schlafkammer und überall bei uns, daß ich mit dem Pfälzer selten ein heimliches Wort reden konnte. Nur als wir einst im Zuchthaus arbeiteten, sagte er zu mir: „Siehst du? Da herein kommen die

dummen armen Teufel; wir, wir gehören zu den Großen, und wir fahren in Kutschen wie die Großen."

Ich sah, wie die Welt nichts merkt von dem, was in Einem vorgeht, und eine gewisse Ruhe kam endlich über mich. Nur wenn die Kinder des Meisters bei herannahenden Weihnachten an Feierabenden hüpfend und springend plauderten: „Ich weiß was, aber ich darf's nicht sagen," zuckte mir das wie ein Blitz vom Himmel, nein wie ein Schwert durch die Seele. Diese guten Kinder wußten von Bescheerungen, die für den Meister und uns Gesellen vorbereitet wurden, und ihr offenherziger Kindessinn spielte ein leichtes Verstecken mit ihrem Geheimniß, sie mußten wenigstens sagen, daß sie ein Geheimniß hatten, und sich dadurch die Last leichter machen, und ich — wie weit ab war ich von der Kindesunschuld, und ich, ich war ein geheimer Verbrecher, wenn auch noch nicht die ganze That geschehen war, ich war's in mir, vor meinem Gewissen, vor Gott.

Es war am Weihnachtsabend, ich stand an der Hausthüre, da kam das Dienstmädchen des Finanzraths Menninger, und sagte mir, ich solle gleich zum Finanzrath kommen und mein Werkzeug mitnehmen.

„Ich? Warum grade ich?"

„Ja du, grade du. Oder bist du zu gut dazu? Mach' hurtig und komm' gleich nach."

„Nein, wart', ich geh mit."

Als mir das Mädchen zuerst den Namen nannte, erschrack ich ins Herz hinein. Ist denn deine That schon jetzt bekannt,

und mußt du schon jetzt mit heraus? Du wolltest ja warten bis zum Frühjahr.

Die innere Angst und Verzweiflung sieht überall Gespenster und muß sie sehen. Es sind die bösen Geister des eigenen Herzens, die sie umtanzen. Nicht einmal der Gedanke konnte mich beruhigen, daß ja ein Gerichtsbote und nicht ein Dienstmädchen gekommen wäre, wenn man von meinem Verbrechen wußte.

Ich war voll Furcht, ich fürchtete überall, Jeden und Alles.

Ich ging mit dem Mädchen. Es war ein frisches, helles Wesen, in ihren Augen brannten schon die Weihnachtskerzen.

„Was siehst du mich so an?“ fragte ich unterwegs.

„Mein Vater war auch Schlosser,“ lautete die Antwort, „und er sagte oft: der Schlosser gehört zum Pfarrer und zum Doctor; dem Einen vertraut man seine Seele, dem Andern seinen Leib, und dem Schlosser sein Vermögen. Der heilige Petrus ist unser Zunftheiliger, und Viele halten seinen Himmelsschlüssel für nichts als für ihren Kassenschlüssel.“

„Du bist gescheidt, wie heißest du denn?“

„Wegen unserer Gescheidtheit könnte ich Lise heißen und du Hans, aber ich heiße Kathrine.“

„Grad wie meine Mutter selig.“

Wir waren am Hause des Finanzraths angelangt. Ich stieg eine breite Treppe hinan, Alles war erleuchtet und durchwärmt. Ich wurde in ein Zimmer geführt, dessen Boden mit weichen Teppichen belegt war. An den Wänden hingen Bilder

in breiten Goldrahmen, in der Mitte stand ein rothsammtnes Sopha mit blühenden Pflanzen bekränzt. So haben's die Reichen, dachte ich, und mir stockte das Herz.

Der Finanzrath brachte mir eine mit Gold eingelegte Schatulle und sagte: der Schlüssel sei abgebrochen, ich solle öffnen. Es war ein englisches Schloß, ich hatte keinen so kleinen Dietrich bei mir, und mußte wieder nach Hause um solchen zu holen. Als ich wieder auf die Hausflur zurückkam, sagte der Finanzrath:

„Kathrine, ich muß noch einiges vorbereiten, hast du jetzt Zeit, mit dem Schlosser hineinzugehen und bei ihm zu bleiben?"

„Ja wohl."

Ich ging mit Kathrine in das Zimmer, und unwillkürlich sagte ich: „Da läßt sich's gut leben; aber du dauerst mich, wenn du von diesem Teppichboden wieder einmal weg mußt in einen kleinen eignen Haushalt."

„Das hat noch gute Weile," sagte Kathrine. „Aber ich sehe schon, warum du dir's herausnimmst, Anderen das Zeugniß zu geben, daß sie gescheidt seien, du hältst dich noch immer für eine Viertel-Elle gescheidter; das verstehst du aber noch nicht: man lernt in all der Herrlichkeit und Pracht, daß es Eins ist, ob man mit einem zinnernen oder einem vergoldeten Löffel ißt, auf dem Teppich oder auf dem selbstgewaschenen Boden herumläuft; es kommt drauf an, ob man in Fried' und Rechtschaffenheit lebt und ein gutes Gewissen hat.

Der Dietrichbund fiel mir bei diesen Worten auf den Boden, und ich fand fast das Schlüsselloch nicht mehr, so

flimmerte mir Alles vor den Augen, und Kathrine lachte mich aus, daß ich wohl nicht zu den Geschicktesten gehöre. Endlich, nach vielen Versuchen, drehte sich der Riegel, der Deckel hob sich, und wie Thau von der Sonne beschienen glitzerte es uns entgegen. Ein Diamantenschmuck lag auf blauem Sammet.

Kathrine wendete sich nach der Thür und rief ihrem Herrn, daß die Schatulle offen sei, aber kaum hatte dieser einen Blick in die geöffnete Schatulle geworfen, als er mir mit schwerem Griff die Hand auf die Schulter legte und rief: „Was ist das? Da fehlt ja die Brosche in der Mitte, mit den großen Diamanten.“

Ich zitterte wie Espenlaub. Der Dietrichbund in meiner Hand klirrte zusammen: „So ist es doch, man sieht dir's an, wer du bist? Man hat eine Probe mit dir gemacht, eine falsche Probe, und jetzt wirst du gleich in Ketten gelegt.“ So sprach es in mir. Ich war nahe daran, auf die Kniee zu fallen. Da weckte mich die Stimme Kathrinens.

„Wie können Sie nur glauben? Ich war ja —“

„Ruhig, es kommt auch an dich, es wird sich zeigen. Du hast jetzt nichts zu reden. Nicht von der Stelle. Hier bleibst du,“ erwiederte der Finanzrath. Er rief nach seiner Frau. Sie kam, und er erklärte ihr daß er sie mit dem Schmucke seiner seligen Mutter habe bescheeren wollen, daß aber hier Etwas vorgegangen sei, was sogleich untersucht werden müsse: es fehle die Hauptsache im Werthe von mehrern Hundert Thalern.

„Es steht dir frei,“ wendete er sich dann zu mir, „dagegen Einsprache zu erheben und es den Gerichten zu überlassen;

andernfalls will ich dich selbst untersuchen, ob du nichts zu dir gesteckt, und meine Frau hier wird Kathrine untersuchen.“

„Mich? mich auch?“ rief Kathrine, und der Gedanke, daß auch sie, die so frei und heilig, so aus dem Herzen gesprochen hatte, dem schmählichen Verdachte preisgegeben war, ließ mich vergessen, was ich mir vorzuwerfen hatte. Ich stellte mich fest hin, biß die Zähne übereinander, und man suchte mich aus.

Ich kann's nicht sagen, wie mir's war, und noch jetzt durchbebt es mich wie ein unnennbarer Schauer, wenn ich daran denke, wie ich an meinem ganzen Körper betastet und untersucht wurde. Ich kam mir vor wie ein Sklave, wie ein Thier, ich war kein Mensch mehr, ich war nicht mehr der ich bin. Und was noch von Vorwurf in meiner Seele gewesen, war verschwunden. Ein himmelschreiendes Unrecht war mir geschehen; klein, lächerlich, erbärmlich klein war das, was ich gethan, noch tausendmal mehr hätte ich thun können.

Freilich habe ich das erst später gedacht, denn noch größer wurde meine Pein, als auch Kathrine untersucht wurde. Das war eine Entwürdigung, die kein Mensch verantworten kann, und als die zweite Magd herbeikam und rief: Kathrine habe gewiß den Schmuck in ihrer Haarkrone versteckt, und als sie ihr nun die Haare aufnestelte, und Kathrine dastand mit aufgenestelten Haaren, todtenbleich, da verfluchte ich die ganze Welt, Vornehm und Gering, denn Alle sind darauf aus, einen unschuldigen Menschen zu verwüsten. Ja, und Unseresgleichen sind noch schlimmer als die Vornehmen, denn diese wissen nicht was sie thun, wenn sie unsere Ehre unter die Füße

treten, aber die da, diese Nebenmagd, ist es nicht ein Fest, ein Triumph für sie, ihre Standesgenossin der Schande preiszugeben und selber dabei im Ehrenglanz zu stehen? Ja, ich verfluchte die ganze Welt, und mich und uns vor Allem.

Man fand natürlich nichts, und ich weiß nicht mehr was ich dachte, nur dessen erinnere ich mich noch, daß ich zur Kathrine sagte: „Trag's in Geduld, ich möchte dir's gern gut machen, was du wegen meiner ausgestanden."

Fort raste ich, und wie ausgeraubt rannte ich durch die Straßen, ja meine Seele war wie aus dem Herzen geraubt. Ueberall brannten Lichter, überall war Weihnachtsfreude; mir war das innere Licht ausgelöscht.

Mein Pfälzer jubelte, als ich ihm das Geschehene berichtete. „Da siehst du nun'" rief er, „da siehst du gutmüthiger Narr, was die Vornehmen mit uns anfangen. Wer nicht reich und nicht vornehm ist, ist ihnen weiter nichts als ein ungehenkter Dieb. Jetzt wirst du dir kein Gewissen mehr daraus machen, ihnen abzunehmen was du kannst."

Die Schmach, die mir angethan war, half mir allerdings die innere Stimme beschwichtigen, und als ich Tags darauf müßig über die Straße gehe, die Glocken läuten, und ich verfluche eben wieder die Menschen, die jetzt zur Kirche gehen, und nicht daran denken, wie sie ein armes Herz gekränkt, da begegnet mir plötzlich Kathrine.

„Ich kann nicht in die Kirche gehen," sagt sie zu mir. „Geh du auch für mich, und bete auch für mich, daß Gott unser Herz vor Bitterkeit und Haß bewahren möge, und vergieb du deinen Peinigern wie ich."

Schnell war sie entschlüpft und ich ging zur Kirche. Ich mußte meinem Pfälzer etwas vorlügen, als ich's that. Ich betete für Kathrine, für mich konnte ich's nicht, und doch kam wieder etwas von Frieden über mich.

Ich lauerte fortan Kathrinen auf, wo ich konnte, aber sie hielt mir nicht Stand; nur Einmal sagte sie mir flüchtig, sie könne sich nicht mit mir abgeben, es würde uns aufgelauert, und es fiele neuer Verdacht auf uns.

Eines Samstag Morgens, ich stand in der Werkstatt und arbeitete an einem großen Doppelschloß für das Zuchthaus, da kam Kathrine, brachte ein Vorhängeschloß, zu dem sie den Schlüssel verloren habe, und sagte: ich solle es ihr zum Feierabend bringen.

Ich ging nach dem Hause des Finanzraths. Kathrine scheuerte die Treppe. Sie wischte schnell ihre Hand ab, reichte sie mir, und sagte: „Gottlob, wir sind Beide gerechtfertigt; es ist ein Brief und ein Päckchen von der Schwester des Herrn gekommen, worin sie schreibt; sie habe vergessen gehabt, die Brosche in die Schatulle zu thun."

„Und der große Herr kommt nicht, und bittet mich um Verzeihung?" fragte ich.

„Er hat's thun wollen, nein," sagte Kathrine stotternd, „er hat mir aufgetragen, ich soll dir's zu wissen thun."

Ich sah, daß das nur eine Ausrede war, und Kathrine gestand mir's; aber sie beschwor mich, keinen Groll in der Seele zu hegen, ich solle eins ins andre rechnen, ich hätte gewiß schon einmal im Leben etwas gethan, was nicht an den

Tag gekommen sei, wenn's auch nur ein kleines Unrecht gewesen wäre, und jetzt müsse ich auf andre Weise dafür büßen.

Ich hatte schon auf der Zunge, wieder ihre Klugheit zu loben, aber ich wagte es nicht mehr, und sagte nur: ich nehme das an. Kathrine freute sich darüber, und sagte mir ein Sprüchwort ihrer seligen Mutter, das ich sonst noch nie gehört habe, und das Sprüchwort paßte wie ein Wort vom Himmel: Wer Einen vor den Augen Anderer beschämt, nimmt ihm seine Sünden ab.

Welche brave Eltern mußte Kathrine gehabt haben, was hat sie mir nur in wenig Worten von ihrem Vater und ihrer Mutter erzählt!

Kathrine hatte keinen Diamantschmuck einer Mutter wie die Finanzräthin, aber das schönste Kleinod, das ein Kind reich in sich und wohlgefällig vor Anderen macht, ist ein guter Gedanke aus dem Herzen der Eltern, in ein gutes Wort gefaßt; das erbt sich fort von Kind auf Kindeskind, und braucht keine Schatulle.

Ich schämte mich innerlich vor Kathrine, und sagte ihr nur, ich wünschte, ihre Eltern wären noch am Leben, damit ich sie auch Vater und Mutter nennen dürfte.

Auf der Treppe des Finanzraths, wo ich in Angst, in Qual und Verzweiflung auf- und niedergegangen war, stieg ich jetzt in den Himmel; ein Fegefeuer im Herzen quälte mich noch, aber ich stand doch bei allen Seligen, die schon gestorben waren, und bei einer Glückseligen, die noch am Leben war, und die mir jetzt abermals die Hand reichte. Ich war ihrer nicht werth.

Das war nun eine doppelte Freude, die mir im Herzen lebte, als ich von Kathrinen wegging; sie war aus Zweierlei gemischt. Einmal war die Unschuld an den Tag gekommen, es war jetzt an dem großen Herrn, sich Vorwürfe zu machen; und dann hätte ich ihm gewiß dafür gedankt, denn nur durch ihn hatte ich ja Kathrinen kennen gelernt, und sie hatte mir versprochen zum Fastnachtsonntag mit mir zum Tanze zu gehen.

Fröhlicher war ich bis dahin in meinem Leben noch nicht gewesen als an diesem Fastnachtsonntag. Ich sagte Kathrine, daß ich ein großes Glück mache, und sie in einer Kutsche mit vier Schimmeln abhole; sie versprach mir, treu zu warten, wenn ich auch auf des Schusters Rappen daher käme. Noch wollte sich etwas in mir regen, wenn ich daran dachte, was ich noch zu thun hatte, um mein Ziel zu erreichen, aber Wein, Liebe und mein lustiger Kamerad halfen mir darüber weg.

Meine That ward immer geringer, denn ich hatte der Welt so viel zu vergeben, nicht sie mir.

Es war wieder am Palmsonntag Morgen, als ich auf das Drängen meines Kameraden endlich entschlossen war, mein Geld zu erheben, um dann in weiter Welt mein Glück, und mit diesem Kathrine zu erobern.

Die Sonne stand hell am Himmel, als ich nach dem Hause ging, in das jetzt die Sparkasse verlegt war. Ich wollte, daß der Pfälzer mich begleite, aber er ließ sich nicht dazu bringen.

Als ich gegen das Haus kam, pochte mir das Herz höher. Ein Buchfink saß auf dem Dachgesims und pfiff lustig; und wie man sich in solchen Augenblicken gern an einen Aber-

glauben hält, nahm ich mir ein Wahrzeichen, und sagte mir: „Pfeift der Vogel immerfort bis du ins Haus gehst, dann gehst du keck hinein, und es gelingt; hört er aber auf und fliegt fort, dann ist es ein Zeichen, daß du ins Unglück kommst, du kehrst noch um, verbrennst dein Buch und willst gar nichts.“ Als ich näher gegen das Haus kam, hörte der Vogel wirklich auf, und flog davon. Ich zitterte, aber schnell faßte ich mich wieder, und dachte: „Pah! was soll der dumme Aberglaube? Wie kannst du dich nur an so was heften? Jetzt thust du es gerad und zum Trutz; nur frisch drauf los, es muß gelingen, und es gelingt.“

Ich trat in das Zimmer. Der Finanzrath Menninger stand hinter dem Tisch, und zahlte mehrere Einlagen aus, die erhoben wurden. Ein Anderer trug das Neueingezahlte ein. Daß gerade Menninger da war, das erschreckte mich anfangs, reizte mich aber gleich darauf wieder: das war ja der Mann, der eine so schwere Sünde an mir begangen hatte.

Ich wartete still, der Angstschweiß rann mir über den ganzen Körper, mein Büchlein klebte mir in der Hand, als wolle es sich gar nicht von mir trennen.

Endlich kam die Reihe an mich, ich reichte still mein Buch hin, der Finanzrath schob die Brille von den Augen weg auf die Stirn, schaute eine Minute in das Büchlein, Alles war stumm, nur der gleichmäßige Pendelschlag der Uhr war vernehmbar, mein Herz pochte schnell wider die Brust.

„Sie haben gut gespart,“ sagte endlich der Finanzrath, öffnete den Eingang des Tisches, und sagte: „Kommen Sie herein.“

Ich ging ihm nach in ein inneres Zimmer. Hier stand die offene Kasse.

„Wollen Sie Papier oder Silber?"

„Papier."

„Groß oder klein?"

„Klein."

Er gab mir ein Päckchen mit einem bedruckten Papierband, darauf stand: „100 Thaler." Er ersuchte mich, nachzuzählen, während er das Uebrige ausrechnete, und dann zurecht legte. Ich konnte die einzelnen Thaler nicht auseinander legen, so zitterte ich, und als er sich umwendend fragte: „Ist's richtig?" nickte ich still. Er legte nun noch einzelnes Geld auf den Tisch; aber plötzlich sagte er, die Brille wieder vor die Augen schiebend: „Sind Sie nicht der Schlossergeselle, der zu Weihnachten in meinem Hause war?"

„Ja."

„Das freut mich, Sie zu treffen. Ich habe mir schon oft Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Sie noch nicht um Entschuldigung gebeten wegen des Verdachtes, den ich damals auf Sie warf, und der Sie augenscheinlich gekränkt hatte. Aber wie das geht: als ich es längere Zeit versäumt, redete ich mir ein, Sie seien nicht mehr in der Stadt. Ich bitte, nehmen Sie jetzt meine Entschuldigung an, und wenn ich Ihnen mit irgend Etwas dienen kann, soll es mit Freuden geschehen. Ich habe Ihnen Unrecht gethan, und Sie machen mir eine Freude, wenn Sie mich .... Was haben Sie? Ist Ihnen nicht gut? Was ist Ihnen?"

Ja, wer kann sagen, welch ein Gedränge in solchem

Augenblick im Herzen ist? Da stand ich und hielt das Geld krampfhaft in der Hand, so viel hatte ich noch nie zwischen den Fingern gehabt, und vor mir auf dem Tisch lagen noch Münzen, die tanzten auf und nieder, und alles das ist mein. — Etwas in mir wollte frohlocken, aber ein Anderes riß mir Alles aus der Hand, und ich hätte gern meine Seele mit hingegeben. Daß der Mann, den ich hassen und um dessentwillen ich allen Menschen Uebles thun durfte, daß gerade dieser jetzt mit gutherziger Milde mich anfaßte, und mir eine Liebe zeigte, die sich keines Bekenntnisses, keiner Demüthigung scheut: das unterwarf mich, wo ich mich in Haß empört, und mich selbst verderbt hatte. Ich war besiegt und erlöst, denn ich sah meine Verworfenheit. Eine höhere Macht hatte mich besiegt, und in Zerknirschung mich hingetragen vor den Richterstuhl des Ewigen.

Ich fiel auf die Kniee, und schrie: „Nein! Nein! Ich bin ein schlechter Mensch. Nehmen Sie, nehmen Sie das Geld.“

Ich erzählte Alles.

Der Finanzrath war ein treuer, inniger Tröster; er sah meine Zerknirschung und richtete mich mit liebreichen Worten auf, aber in Einem hatte ich noch einen schweren Stand bei ihm: er wollte durchaus den Pfälzer dem Gericht übergeben, und nur die Erwägung, daß auch ich dadurch unvermeidlich ins Unglück käme, bestimmte ihn davon abzulassen.

Der Pfälzer wurde mit einem Zwangspaß in seine Heimath geschickt, meine Verlobung mit Kathrine ward im Hause

des Finanzrathes gefeiert, aber noch ehe wir die Sparkasse verließen, wurde mein Buch verbrannt.

Der Finanzrath ist mir ein treuer Freund geworden, und hat mir geholfen, mich hier ansässig zu machen; und mein Theobald hat nur darum einen so vornehmen Namen, weil der Finanzrath sein Gevatter ist.

Die begrabene Flinte.

Wie lange hat es gedauert, welche unsägliche Mühe hat es gekostet, um endlich der Gewalt und Gewohnheit, die sich im heimlichen Gerichtsverfahren gefielen, die öffentlichen Schwurgerichte abzuringen, und schon zeigt sich ihre so unbestreitbare Wirksamkeit, daß Niemand mehr zu widersprechen vermag. Es bildet sich ein Rechtssinn in Geschworenen und Zeugen aus, und selbst der Verbrecher muß nun eine Macht fürchten, der man durch keinerlei Lügenkünste mehr entrinnen kann.

Im Wirthshaus zur Rose in Waldenzell saß an einem Winterabend der Pfarrer mit mehreren Bauern. Man sprach von einem erschossenen Wilderer aus der Nachbarschaft, und daß der Forstbeamte, der ihn getödtet, in den nächsten Tagen vor das öffentliche Schwurgericht gestellt werde. Der Flurschütz und ein Gemeinderath, die als Zeugen vorgeladen waren, wußten viel von dem Getödteten zu erzählen; sein ganzes Wesen hatte durch die Wilderei eine rohe Uebermüthigkeit angenommen, die keine Grenzen mehr kannte. „Wenn Ich auf der Jagd bin, muß der Jäger heim, so will Ich's haben," hatte er oft geprahlt, und war in seiner Entmenschung einmal so weit gegangen, daß er dem Förster ins Angesicht hinein

sagte: „Die Leber von einem Wild ist mir nicht mehr gut genug, ich muß einmal die Leber von einem Jäger fressen, den ich mir selber schieße.“

So erzählte der Flurschütz, und der Pfarrer bemerkte: „Nach dem alten römischen Recht hat Niemand ein Eigenthum an dem Wild im Wald, es gehört dem, der es erlegt.“ Die anwesenden Bauern nickten beifällig, aber der Pfarrer fuhr fort: „Es liegt etwas Unheimliches in der Mordgier der Menschen: zuerst beginnt sie am Kleinen, dann aber steigt sie immer höher, und setzt sich endlich einen Menschen zum Ziel. Ich mag nichts davon hören, wenn man von edler Waidmannslust und Jagdfreude singt und sagt; das ist nichts als aufgeputzte Sünde. Und daß es ehedem Menschen gegeben hat, die sich das Wild aus dem Wald haben in den Schloßhof treiben lassen, um es vom Fenster aus zu schießen, und dabei zu lachen und zu scherzen: das war doch nichts als reine oder eigentlich unreine Mordlust. Wer eine Freude darin findet, ein Thier zu tödten, und es nicht aus Nothwehr oder zur Nahrung thut, der ist weit niedriger als ein Thier.“

„O Gott, wie wahr sprechen Sie da,“ sagte hier der Rosenwirth Philipp, genannt Philp, mit heiserer Stimme, die man von jeher an ihm kannte, und die oft so krächzend war wie seine Sägmühle im Thal. „Ich will Ihnen erzählen, was ich selber erfahren, und wovon ich mein Leben lang die heisere Stimme habe.“

Alles rückte zusammen, als der Rosenwirth nach einer Weile fortfuhr:

„Drei Stunden von hier bin ich daheim. Mein Vater

hat mich kurz gehalten in Geld, aber sonst habe ich treiben dürfen, was ich gewollt habe. Vom Soldatenleben her habe ich gut mit der Flinte umgehen können. Mein Hauptmann hat mich zum Unteroffizier machen wollen, aber ich bin doch wiederum heim. Beim allgemeinen Scheibenschießen in Dornstett habe ich das Best gewonnen, und das war eine doppelläufige Jagdflinte, ein sogenannter Zwilling. Ich habe einen Strauß in die Läufe gesteckt als ich heim ging, aber bald ist Anderes drein gekommen. Eben der Wilderer Veit, von dem vorhin erzählt wurde, eben der lauert mir eines Tages auf, und will mir meinen Zwilling abkaufen. Ich geb' ihn aber nicht her, weil es ein Ehrenpreis ist, und wie ich so weiter darüber nachdenke, da fällt mir ein: was der Veit kann, das kannst du auch; du hast dann Geld, brauchst nicht mehr Sonntags daheim zu hocken und Wasser zu trinken. So ist mir's viele Tage im Kopfe herumgegangen, und ich bin unlustig zu Allem; aber das böse Gelüst hat sich schon so stark in mir festgesetzt, daß ich nicht den Muth habe, ihm geradezu den Marsch zu machen, im Gegentheil, ich habe mir anders helfen wollen, und habe mir eingeredet, ich kann gar nicht ein Lebendiges aufs Korn nehmen. Hundertmal habe ich vor mich hingesagt: wenn du auch beim Scheibenschießen den Nagel im Schwarzen getroffen, es ist doch etwas Anderes, auf ein lebendiges Geschöpf anlegen.

Im dümmsten Kerl ist das böse Gelüste auf einmal so gescheidt wie siebzehn Advokaten, und Schliche kommen an Tag, die man gar nicht ahnen sollte. Der Jagdteufel hat sich bei mir gar unschuldig gestellt und hat mir gesagt: „Probir's

einmal, das ist kein Unrecht, das ist nur für die Probe.“ Ich probir's also und schieße zuerst auf Lerchen, denn das ist ein sicherer Schuß, weil die Lerche immer grad aufsteigt und sich das Ziel nur nach Einer Richtung verändert; da geht dann der Schuß in gleicher Richtung nach. Und wie ich so zum Erstenmal das kleine blutige Thier in der Hand habe, das noch warm ist, da ist Etwas in mich gefahren wie ein Teufel, und ich habe fast laut vor mich hingesagt: jetzt ist die Welt mein! Nun habe ich sogar auf Schwalben geschossen, und bald immer so genau vorgehalten, daß ich fast nie mehr gefehlt habe. Und zuletzt bin ich in den Wald.

Es war mir Anfangs Recht, daß der Veit so ein ausbündig berühmter Wilderer war; alles was geschehen ist, ist auf ihn gekommen, und die Leute haben viel davon gefabelt, wie sich der Veit unsichtbar und wieder doppelt machen könne, denn der Veit hat mir alles, was ich geschossen habe, verkauft, und ich habe blutwenig dafür bekommen; bald aber habe ich selbst meinen Ruhm und mein Geld vollauf haben wollen, und jetzt hat's geheißen: der Veit ist nichts, der Philp, der ist Meister — und freilich, mein gezogener Lauf und meine Spitzkugeln haben weiter gereicht. Der Spritzenmacher von Hallfeld hat mir Alles zum Kugelngießen gemacht und mir Blei verschafft, und ich habe ihm dafür mehr als ein Dutzend Hasen und den Fuchs gebracht, von dem er jetzt noch die Pelzkappe trägt.

So habe ich's gegen zwei Jahre getrieben. Der Mond und ich, wir waren stets mit einander im Wald, und von Angst habe ich nichts mehr gewußt, und nach und nach bin

ich auch am hellen Tag hinaus über die Grenze, ich habe mir noch eine Flinte zum Auseinanderschrauben angeschafft, und die habe ich stückweise in meinen langen Rockflügeln und in meinen Taschen gehabt, und dann im Wald zusammengeschraubt. Nichts war vor mir sicher; wenn's nichts anders gewesen ist, habe ich eine Amsel, ein Eichhörnchen vom Baum, die Lerche aus der Luft heruntergeschossen, erst später bin ich pulvergeizig geworden; Hasen waren für mich nur ein Spaß, am liebsten war mir einen Fuchs zu schießen, aber ich habe auch einmal einen Luchs erlegt. Schonzeit hat's für mich gar nicht gegeben. Einmal, es war ein heller Samstag Nachmittag im Frühsommer; das Hochwild zieht sonst erst mit der untergehenden Sonne heraus, aber heute da kommt ein Hirsch, der mindestens ein Achtender zu werden verspricht, und er kommt mir schußgerecht just oben auf dem hohen Dobelberge. Ich halte ihm aufs Blatt, und losbrennen und einbrechen das war eins. Ich geh' nun drauf los, aber wie ich vor ihm bin, richtet er sich wieder auf; ich will ihm die zweite Kugel in den Leib schicken, das thut aber kein rechter Jäger; ich setze also den zweiten Hahn in Ruh, ziehe meinen Nickfänger, greife dem Hirsch ins kolbige Geweihe, er schlägt mich ab, ich stoße nach ihm, aber plötzlich richtet er sich mit aller Macht auf, und ich hänge mit meinem Gewehrhalfter im Geweihe. Ich habe noch Besonnenheit genug, und schneide das Halfter durch, aber das Thier hat mich doch, und wirft mich in die Luft und vom Felsen hinab in die Dobelklinge. Ich weiß nicht, war's Besonnenheit, daß ich fürchte, in meinen Nickfänger zu fallen, oder war's was Anderes, kurz, ich werfe das Messer weit weg, und da liege ich

nun mit zerschmettertem Schenkel auf einem Felsenvorsprunge. Im Fallen habe ich eine junge Eiche zusammengeknickt, und die Holzsplitter reißen mir in den Schenkel, daß ich meine, tausend Schwerter schneiden auf mich ein. Wer nicht selber so etwas erfahren, der kann nicht wissen, wie's einem dabei ist. Es geschieht dir Recht, sagte eine Stimme laut, es war meine eigene Stimme, die es gesagt, aber ich wendete doch den Kopf, als müsse es mir ein Anderer zugerufen haben. Ich knirsche die Zähne über einander und erhebe mich gewaltsam, aber ich kann mich nicht halten, auch meine rechte Hand ist wie gelähmt, und jetzt erst rolle ich den ganzen Berg hinab. Es war, als ob die Felsen mit mir Ball spielten, und es war ein Wunder, daß noch ein ganzer Knochen an mir ist. Nur weil ich mich fallen lasse wie ein Stück Holz, bin ich noch am Leben. — Da liege ich nun in der tiefen Schlucht, mit dem einen Fuß im Wasser. Das Blut rinnt mir am Körper herab, und Blut quillt mir aus Mund und Nase. Ich schließe die Augen, und meine: jetzt kommt der Tod; aber ich öffne sie wieder, und da sehe ich etwas blinken. Es ist meine Flinte, die vor mir herabgestürzt ist; mein ganzes Verlangen ist nach ihr, und ich meine, ich wäre wieder stark und unverletzt, sobald ich sie in der Hand hätte, aber dort liegt sie und blinzt immer wie ein Auge, das da sagen will: komm her, warum sind wir Jedes allein?

Nur mit Mühe gelingt es mir, meinen Fuß aus dem Wasser herauszuheben, ich halte ihn wie wenn es ein Stück Holz und nicht mein eigen Glied wäre.

Von da an erinnere ich mich mehrere Stunden lang

nichts mehr. Ich muß geschlafen haben, und als ich erwache, zittert schon das Abendroth durch die Bäume, ein Fink jubelt in einer Tanne über mir, ein Goldammer pfeift seine langgezogenen Töne auf der Kronenspitze einer Erle, und nicht weit von mir streckt jetzt ein Fuchs seinen neugierigen Schelmenkopf aus dem Bau. Seine Lichter sind gerade auf mich gerichtet, und er schüttelt mit dem Kopf, als wollte er sagen: du bist noch nicht reif, ich muß schon noch ein paar Stunden warten, bis ich an dich komme. Ich brülle laut auf vor Qual, und wie ich meine Stimme höre, ist mir plötzlich, als wäre ich selbst ein Thier, nichts Anderes. Der Fuchs verschwindet, und ein Nußhäher kommt daher geflogen und wiegt sich auf den Zweigen, und krächzt bald wie ein greinendes Kind, bald wie eine miauende Katze.

Seid ihr schon einmal in der Nacht aufgewacht, und es knappert eine Maus im Stubenboden? Das ist ein Gerassel, wie wenn's gar nicht von dem kleinen Thierchen kommen könnte. Richtet man sich auf, dann merkt man erst, wie es ist und wo. Es muß sein, daß man im Liegen ganz anders hört, als wie im Stehen oder Sitzen. So ist mir's damals gewesen, es war Alles viel mächtiger, aber es hat mich doch getröstet, daß ich Alles noch ordentlich und deutlich unterscheide, ich habe noch meinen Verstand, und ich muß schon wieder aus dem Elend herauskommen.

Jetzt höre ich im Dorf das Abendläuten, es klingt fern, weit. Im Boden, auf dem ich liege, ist ein seltsames Surren und Brummen, und das summt so fort, da raschelt etwas im Stechpalmenbusche, der gerade über meinem Kopfe ist, und

mir ist's wie ein glückliches Zeichen, daß der Giftbaum mir so nahe steht. Wenn meine Qual nicht bald endet, kann ich ja durch ihn sterben, ich zernage dann den Busch mit den Zähnen. Aber welche Qualen muß ich dann noch dulden. Ist's nicht besser, so sterben? — Eine Hirschkuh kommt mit ihrer Kitze an den Bach, und das Junge spielt um sie herum und trinkt. Mich ärgert die Frechheit des Wildes: Alle sind gekommen, um mir zu sagen, daß ich ihnen nichts mehr thun könne, ich schreie laut auf und verscheucht springen sie davon. Endlich wird es Nacht, aber der Mond scheint es gerade darauf abgesehen zu haben, in die Schlucht hineinzuschauen; meine Flinte und der Bach glänzen. Der Thau hat sich niedergesenkt auf Gras und Stein, ich lecke ihn gierig ab, aber er löscht meinen Durst nicht; ich will mich zum Bach niederbeugen, aber ich vermag es nicht, und fürchte bei größerer Anstrengung mit dem Kopfe hineinzufallen. Mich schüttelt ein Fieberfrost, und ich erwache aus einem fürchterlichen Traum, in dem mir alle Thiere des Waldes erschienen waren, alles was fliegt und kriecht, und sie sangen und schrien, und höhnten und hackten auf mich los. Es ist Tag geworden. Auf den hellen Buchen jagen die Eichhörnchen einander auf und ab und knurren dabei, und die Vögel singen so lustig, und zumal eine Drossel will gar nicht aufhören; ich versuche sie zu verscheuchen, aber es gelingt mir nicht. Ich will Menschenhülfe haben und die Thiere schweigen machen, aber jetzt höre ich, daß meine Stimme heiser geworden. Auf meinem Fuß spielen Eidechsen und scheinen einander zu haschen. Ameisen kriechen mir über das Gesicht, und eine Heuschrecke, die mir auf den

Mund hüpft, fresse ich auf. In der Blutlache, die um mich herliegt, tummeln sich Mücken und Käfer, und eine kleine Schlange kommt herbei und erhascht die blutangefüllten Thiere, und es zieht ihr durch den ganzen Leib, und sie wendet mehrmals ihren Kopf nach mir. Eine Gabelweihe wiegt sich in der Luft und stößt ihr krächzendes Freudengeschrei aus, und plötzlich schießt sie hernieder in die Thalschlucht, ich meine, sie sinkt auf mich herab und schließe die Augen; aber sie hat ein Vogelnest in der Nähe entdeckt, und bald höre ich es daraus winseln, und wiederum als ich die Augen öffne, schaut der Fuchs so morgenvergnüglich aus seinem Bau, als wollte er in mir sein künftiges Futter nochmals begrüßen. Was werden die Thiere zuerst von dir anfressen? spricht es in mir. Gewiß die Augen, die so oft nach ihnen ausgeschaut, nach ihnen gezielt, o die werden ihnen munden — und mir ist's, als sprängen mir die Augen aus den Höhlen.

Jetzt höre ich es wiederum im Dorf läuten und weiß wie sie sich rüsten zum Kirchgang, und ich liege hier einsam und verschmachtend. Freilich hatte ich sie ausgelacht, wenn sie mich fragten, wo ich wiederum diesen und jenen Tag gewesen, und ich hatte es mir verbeten, mir nachzuforschen; aber sie hätten nicht darauf eingehen sollen. Niemand in der Welt ahnt mein Unglück, Niemand ahnt daß ich in Todesangst liege. Jetzt treten sie in die Kirche, jetzt dröhnt die Orgel, jetzt singen sie, jetzt predigt der Pfarrer, und jetzt läutet es wieder. Ich mache in Gedanken alles mit, was drin im Dorfe vorgeht. Andacht habe ich nicht, aber ich freue mich doch, daß es Sonntag Nachmittag ist, denn am Nachmittag gehen die Kinder

in den Wald, um Erdbeeren zu suchen, und da kann es nicht fehlen, es muß mich eins finden. Wenn ich nur hätte laut rufen können! Aber das ist das Fürchterlichste, daß mir die Stimme versagt. Wenn ich nur meine Flinte dort bei mir hätte! Ich habe ja noch Kugelbüchse und Pulverhorn. Ich hätte Nothschüsse thun können, man mußte mich dann hören. Aber das treulose Werkzeug! Dort liegt es jetzt, verläßt mich, läßt mich allein. Beim Gedanken an mein Pulverhorn fasse ich doch wieder Trost, ich hatte von meinem Großvater gehört, daß sie im Feldlager oft die Speisen in Ermanglung des Salzes mit Pulver gesalzen hätten. Es gelingt mir die Hand an den Mund zu bringen, und ich verschlucke eine Ladung, aber sie will nicht hinab, ich reiße Gras in meiner Nähe aus und verschlucke es mitsammt dem Pulver; das belebt mich seltsam, aber bald überfällt mich ein unendlich brennender Durst, und ich ergebe mich darein, hier zu verschmachten. Der Mittag ist heiß, Alles so still, man hört nichts als die Käfer kriechen, und hie und da von einem leisen Windzug einen dürren Ast vom Baum fallen.

Auf dem Ahorn über mir sitzt ein Waldspecht und wendet den Kopf hin und her und unter die Flügel, und pustet und schüttelt sich, und seltsam war's, was mir dabei einfiel, als ich dem Thierchen zusah: wie das den Kopf bewegt und dreht und wendet, geschickter als der Mensch seine Hand, es macht Alles damit, und ich . . . ein Mensch, wie ungeschickt bin ich mit meinem Halse; Hände und Füße sind mir wie bleiern und gelähmt, mein Hals ist frei, aber ich kann mich nur wenig damit bewegen, meinen Kopf nur in wenig Windungen

bringen. Wenn der Mensch auch Hände hat, so ist das nur ein Ersatz für die Ungelenkheit seines Halses.

Das weiß ich noch ganz deutlich, daß ich das gedacht habe, und ich habe mich immer mit den Thieren verglichen; ich bin jetzt auch nicht mehr als eines von ihnen, und dazu noch das ungeschickteste und hülfloseste.

Der Schlaf will mich übermannen, aber ich wehre mich dagegen. Ich will es nicht versäumen, daß ich die Kinder rufen kann, die nun bald kommen müssen und Beeren suchen. Dort am Felsen hängen Himbeerranken übervoll, aber wer kann hinauf? Nur der Blattmönch, der da drinnen nistet.

Ein Gewitter steigt am Himmel auf, graue Wolken mit kupferfarbigem Rande; ein Theil des Berges liegt ganz im Schatten, um so heller und glitzernder aber ist Alles gegenüber im Osten, Alles zeichnet sich mit den schärfsten Umrissen in den blauen Himmel, ein grellgelbes Licht fällt in die Tiefe. Alles ist noch stiller im Walde. Die Vögel fliegen lautlos heim. Wehe! Jetzt kommen auch die Kinder nicht. Dunkel steht der Himmel über mir, und jetzt beginnt es zu donnern und zu blitzen. Wie? Wenn nun ein Blitz mich tödtete? Mir wäre wohl. Blitz ich rufe dich, hier nimm mich, verzehre mich! So spreche ich vor mich hin, und in der Thalschlucht brüllt der Donner, so habe ich ihn noch nie gehört. Die ganze Erde zittert. Knall auf Knall kracht es, und es ist als ob die ganze Welt zu Grunde ginge, und ich allein liege da am Boden und spüre das Zittern der Erde wie ich so daliege, hülflos, unbeweglich auf ihr. Ich schütte mein Pulver aus, vielleicht lockt es den Blitz und verzehrt mich mit ihm, aber

plötzlich rauscht ein Regen hernieder und säuselt durch die Bäume, tropft in den Bach und klatscht auf die Felsen. Ich schlürfe den Regen wiederum von den Gräsern. Durch und durch sind meine Kleider tropfnaß. Die Wunde an meinem Schenkel fließt aufs Neue, mit äußerster Anstrengung reiße ich mir mit den Zähnen Stücke aus meinem Hemd und verbinde damit die Wunde. Ich habe die Kleider abgelegt, aber ich kann sie nicht mehr anbringen, und so liege ich fast entkleidet, blutend, lechzend, und warte auf den Tod. Von den Stechpalmenblättern über mir trinke ich frische Tropfen, indem ich die Zweige niederbeuge. Bald scheint die Sonne wiederum hell, Alles glitzert und schimmert, und ich sehe das Stück eines Regenbogens, der jetzt da draußen über der Welt am Himmel steht. Wie jubeln jetzt die Vögel wiederum so lustig, wie ist Alles so neu erquickt: nur ich, nur ich muß verkümmern wie ein angeschossen Wild.... Bei diesem Gedanken fällt mir ein, mit welcher Gier ich alles Leben verfolgt, und wenn ich es auch nicht erschlagen, mich doch freute, ihm einen Treff gegeben zu haben. Da liegst du jetzt, liegst da, bist selber nichts als ein angeschossenes Wild. Wer bist du, der du dich zum Herrn gemacht über Leben und Tod, der du aus dem Tod dir das Leben geholt? Da kommen die Raben und setzen sich still auf den Felsen mir gegenüber und schauen einander an. Wer weiß, was sie sich sagen? Und jetzt putzen, zupfen und rupfen sie sich, und jetzt fliegen sie wiederum auf und krächzen. Warum könnt ihr nicht zu den Menschen reden? Warum könnt ihr denen da drin nicht sagen, daß hier einer der ihrigen liegt und nach Rettung von ihnen lechzt? Ihr

kennt nur euch einander, ihr Thiere des Waldes, den Menschen kennt ihr nicht, und darum ist er euer Feind. Dort schleicht jetzt der Vater Fuchs wieder und trägt ein Rebhuhn in seinen Bau, und drinnen hör' ich es rammeln. Hätte ich nur deinen Bau früher gekannt, ich hätte dir dein Handwerk gelegt! Und jetzt höre ich im Dickicht eine Sau an Eicheln knarfeln. Die Jagdlust regt sich nochmals und macht mich fast froh, sie läßt mich vergessen wer ich bin und wo ich bin, bis endlich wiederum der Gedanke über mich kommt: du bist jetzt nichts mehr als eine Beute der Thiere. Die Raben kommen, sie werden sich laben und sättigen und an dir ein Fest feiern, an deinem Aase, tausendmal fröhlicher als all die Lust war, die du von ihrem Tode erobert hast!

Zum erstenmal in meinem Leben fürchtete ich die Thiere, ich war das Wild, sie der Jäger. Ich weiß nicht wie es kam, aber plötzlich mußte ich denken: wenn ich nur ein Baum wäre! Das ist noch das glücklichste Geschöpf auf der Welt, das steht fest im Grund, wächst und gedeiht, und läßt sich was vorsingen in seinem Kopfe, und weiß nichts von Sterben bis plötzlich die Axt kommt, und dann bricht's zusammen. Wenn ich nur ein Baum wäre! Und wie ich mich so hineindenke in das Leben des Baumes, wie das in den Wurzeln saugt, durch Stamm und Zweige rinnt, und hinaus zu den Blättern fließt — da auf einmal, es ist wie ein Wunder, und so ist's gewiß gewesen in alten frommen Zeiten, da sehe ich einen Brunnen vom Felsen rinnen, es tropft in gleichmäßigen Absätzen, und woraus? aus einer abgeknickten, wie mit dem Messer abgeschnittenen Ahornwurzel; diese Wurzel ist gewiß durch das

Felsstück, das mit dir herabgerollt war, abgeknickt worden, und jetzt kann der Saft nicht mehr hinauf in den Stamm und tröpfelt nieder, so hell, so perlklar. Es gelingt mir, mich der Wurzel zu nähern, und ich trinke ihren frischen Saft; wie das labt! wie das kühlt! Aber es fließt bald sehr spärlich, und ich fürchte es versiegt, ich beiße mit den Zähnen noch ein Stück davon ab, und es fließt wieder reichlicher, aber bald kommen immer nur in langen Zwischenräumen einzelne Tropfen, ich harre still, bin aber, da ich mich schwer bewegen kann, oft so ungeschickt, daß ich den einzelnen Tropfen verschütte. Und doch fühle ich mich gestärkt durch den Saft aus der Wurzel des Baumes.

Wiederum läutet es im Dorf, und wiederum singt eine Goldammer ihren Abendsang, und die Nacht kommt und der Mondschein glitzert im Bach, auf den Gräsern und am Flintenlauf. In dieser zweiten Nacht thu' ich kein Auge zu. Ich will den Tod kommen sehen, er soll mich nicht im Schlaf überraschen; frei ins Auge will ich ihm schauen, wie ich es oft gethan. Ich höre die Eulen krächzen, fast bellen wie kleine Hunde. Ich höre das Jammergeschrei aus den Vogelnestern, darin Wiesel und Marder ihren Raub begehen; ich höre den leisen Tritt des Fuchses. Ich sehe wiederum die Hirschkuh mit ihrer Kitze kommen; jetzt scheuche ich sie nicht mehr. Vor mir steht's wie geschrieben: Mensch! du bist Nichts, nein, weniger als ein Thier, wenn Mordgier deine Lust ist. Das Thier mordet nur um seinen Fraß zu erhaschen; der Mensch aber mordet, weil ihm Morden eine Lust ist. Mensch! du bist weniger als ein Thier. — So wirbelt sich Alles vor mir

die lange bange Nacht — Ich sehe den Morgen mit wachenden Augen herbeikommen. Zuerst ein leises, fahles Dämmern, und mit ihm einige Sonnenstrahlen, immer deutlicher wird Alles. Ich höre endlich die Morgenglocke klingen, und denke nur noch, wie sie läuten wird, wenn man mein nacktes Gebein findet und begräbt. Ich war ergeben. Um die Baumwurzel hat sich ein röthlicher Rost gelegt, sie tropft nicht mehr, so viel ich auch daran kaue und sauge. Ein Igel raschelt an mir vorüber, und sein Kopf ist wie ein Menschenkopf! Wie lang habe ich kein Menschenantlitz gesehen! Werde ich je eins wiedersehen? Da, plötzlich, ein Schuß knallt! Es stürzt und kollert Etwas, es rutscht über die Felsen, es knackt und knistert durch die Gebüsche, ein Hirsch stürzt herab und gerade auf mich los, sein Haupt liegt auf meiner Brust, er zuckt noch einmal und verendet auf meinem Leibe. Mein Gesicht ist blutbespritzt, und als ich die Augen abwische, sehe ich in die offenen gläsernen Augen, die nach mir schauen, so barmherzig und so vorwurfsvoll. So liege ich, das todte Thier auf mir, und kann es nicht abwälzen. Wohl eine Stunde liege ich so und denke: nun mußt du sterben, und vielleicht ist es das angeschossene Thier, das dich jetzt tödtet; wenn nur meine Kraft noch hält, bis der Jäger kommt, der das Wild geschossen: er muß einen großen Umweg machen, um hier in die Thalschlucht zu kommen .... Endlich und endlich höre ich Schritte. Sie halten inne, da ich zu schreien versuche. Der Jäger kommt näher, zieht mich unter dem blutenden Thier hervor und rettet mich.

Ich lag mehrere Wochen krank; mein Fuß wurde heil,

und auch die Hand hatte ich nur verstaucht, aber meine Stimme habe ich nicht wieder bekommen.

Ich habe meine gerichtliche Strafe im Gefängniß erleiden müssen, trotzdem ich sie schon ganz anders erlitten, und ärger als Menschen strafen können. Man hat mir gesagt, ich könnte Einsprache erheben oder um Gnade bitten, aber ich habe meine Strafe ohne Widerspruch angetreten. Es hat mir fast wohl gethan, auch vor den Menschen büßen zu können.

Auch meine Doppelflinte hatte man gefunden und mir gebracht; aber als ich wieder rüstig war, trug ich sie hinaus in die Dobelschlucht, jetzt nicht mehr zum Jagen. Ich habe sie dort begraben, es wird sie kein Mensch mehr finden ..."

So erzählte der Rosenwirth Philp, und die Nachbarn, als sie fortgingen, drückten ihm still die Hand, der Pfarrer aber saß noch lange bei ihm.

Der letzte Heimathstag eines Auswanderers.

Leb' wohl, du theures Land, das mich geboren,
Die Ehre ruft mich, ach, so fern von dir!
Und, ach, die süße Hoffnung ist verloren,
Die ich gehegt zu ruhen einst in dir!

Mit diesem zu ganz anderer Stimmung gesetzten Liede erwachte der Zimmermann Wolfgang — genannt Zimmerwolf — im Morgengrauen, und es war ihm, als hätte ihm Jemand im Traume das Lied vorgesungen.

„Die Ehre ruft mich, ach, so fern von dir!"

Ja, das paßte auf ihn, denn er war eben bereit übers Meer zu ziehen, nicht weil er schon ganz verarmt war, sondern weil er seine Verarmung vor sich sah; jetzt stand er noch in vollem Ansehen, und mit diesem ging er.

Wolfgang war ein wohldenkender Mensch, der auf viele Dinge ein Augenmerk hatte und dem Manches zu Herzen ging, was er nicht laut werden ließ. „Die Ehre ruft mich, ach, so fern von dir!" so summte er nochmals mit geschlossenen Augen, aber innerlich wach vor sich hin. Jetzt richtete er sich auf, und schaute zuerst in der Stube umher, wo sich beim

fahlen Morgenlicht die großen Kisten mit den schwarzen eisernen Reifen und Eckblechen unterscheiden ließen.

Die Stube war so weit und groß, denn nur wenige Stücke vom alten Hausrath waren noch da, welche die Käufer erst nach Abgang der Auswanderer an sich nehmen wollten. Wolfgang war's, als hörte er noch die Angebote der Steigerer, die vor wenigen Tagen hier laut geworden waren.

Auf der Streu neben ihm lagen seine Frau und seine acht Kinder. Einen seltsamen Glanz hatte besonders das Gesicht des jüngsten Kindes, eines Knaben von kaum zwei Jahren, der sein Händchen auf dem Munde der Mutter liegen hatte, als wollte er es ihr zum Kusse hinreichen und jeden Klageton damit zurückdrängen.

Alle schliefen ruhig. Wolfgang erinnerte sich, daß er nur in kurzen Absätzen geschlafen hatte, denn wenn die Kisten gepackt um das Bett herum stehen, da ist es als ob auch die Ruhe mit hineingelegt wäre; die Seele wandert schon mit dem Gepäck, das nun bald auf unbekannten Wegen dahinrollen wird. Ist das nun schon bei kleinen Tagereisen, von denen es wieder eine Heimkehr giebt, wie viel mehr bei einer Reise übers Meer, beim Scheiden auf ewig.

Wolfgang war sonst ein starker und fester Mann, der das Augenmaß, dessen er bei seinem Handwerk bedurfte, auch in allen Lebensverhältnissen zur richtigen Anwendung brachte; im Leben wie in seinem Handwerk gab es nichts, was ihm Schwindel machte, er war allezeit fest, wo es galt die Balken zum Bau zusammenzufügen, aber heute war er gar seltsam bewegt; er konnte das nicht bewältigen, und ehrlich gestanden,

er wollte es auch nicht. Wolfgang hatte seine Eltern begraben und zwei Kinder, und er ließ immer den Schmerz vollauf walten, denn er wußte, daß eine unterdrückte Trauer, eine durch Zerstreuung verscheuchte, um so bitterer wiederkehrt, er machte es dabei, wie wenn er sich verwundet und geritzt hatte, er drückte das Blut noch aus, und dann heilte die Wunde um so schneller.

Es ist bei allem Schmerz und Unglück nichts unpassender und wirkungsloser, als wenn man dem Betroffenen zuruft: beruhige dich doch, nimm dich zusammen, bedenke, das Unglück könnte noch so und so seyn, und darum sei zufrieden. Das ist fruchtlos und fordert den Betroffenen zu einer Abwehr und Vertheidigung auf, die aus dem Kummer heraus um so schmerzlicher ist, weil man dabei um so verlassener vor sich selbst und undankbar und schwach vor den Theilnehmenden erscheint.

Weit heilsamer ist es, wenn der Theilnehmende bekennt: du hast Recht, daß du jammerst und trauerst, thue dir keinen Zwang an, jedes Ding hat sein Recht, der heutige Tag und der morgige aber auch. — Das ist dann ein Zuspruch, der aufhilft.

Wolfgang richtete sich auf, und als er die Thür in die Hand nahm, öffnete seine Frau die Augen und sagte leise: „O Wolfgang, das ist die letzte Nachtruhe daheim."

„Du hast Recht," erwiderte Wolfgang in gleichem Ton, „aber bleib noch ruhig, du hast's heute doppelt nöthig, daß du deinem Schlaf keinen Abbruch thust, und weck' die Kinder nicht und denk', wir bleiben ja mit Gottes Hülfe bei einander." Er öffnete die Thür und ging hinaus. Vor der Thür aber

stand er seltsamer Weise still. Dieses eigenthümliche Schättern der Stubenschnalle, wie sie jetzt in den Riegel fiel, das war ein Ton, der ihm auf einmal seine ganze Kindheit vorzauberte. Wie oft hatte er diesen Ton gehört und unter wie viel tausenderlei Verhältnissen, wenn Vater und Mutter aus- und eingingen, und Befreundete kamen und er selbst. Plötzlich stand die Zeit vor ihm, da er zum Erstenmal die Stubenschnalle aufmachen konnte, als er sich streckte und mit dem kleinen Händchen hinaufreichte; aber er konnte nur mit der linken Hand die Klinke herabdrücken, lange nicht mit der rechten, und sonderbarerweise war sein Lebenlang die linke die gewandtere Hand geblieben.

Ja, das Klinken der elterlichen Stubenthür hat etwas gar Seltsames, es ist wie ein still verborgener Glockenton im Gemüthe, den Niemand anders kennt und versteht, und tausend vergessene Geschichten wachen davon auf. Und hier die Schwelle! Wie oft war Wolfgang als Kind darüber gestolpert und besonders über eine Astwurzel, die jetzt noch nicht ausgetreten war.

Hätte sich aber unser Wolfgang überall so lang aufgehalten als bei der Thürklinke und Schwelle, er wäre sein Leben lang nicht zum Auswandern gekommen. Nun ging er rasch die Treppe hinab und durch das Dorf. Alles schlief noch, nur die Schwalben zwitscherten auf den Dachgesimsen, die Hähne krähten aus den Häusern und die Vögel sangen von den Bäumen und die Thiere brummten in den Ställen.

Wie ein abgeschiedener Geist, der ungesehen wieder heimkehrt, derweil Alles im Schlaf liegt, so wanderte Wolfgang

durch das Dorf. An manchem Haus blickte er länger hinauf, er hatte es selber mit aufgerichtet; es erzählte von Mühen und Sorgen, aber auch von fröhlichem Maiensetzen.

Jetzt war er draußen auf dem Feld, da eben die Sonne in Purpurpracht am Himmel stand, und Lerchen, die man nicht sah, in der Luft jubelten, als sänge die Morgenröthe hell und laut. Unwillkürlich hob Wolfgang seinen Hut und starrte hinaus und hinauf: Ist denn die Welt so schön — und wie viel tausend und tausendmal vergißt man's."

Er wußte nicht was er dachte und empfand, aber seine Seele war in der Welt und die Welt war in ihm.

In einem tiefen Fahrgeleise am Wege trippelte eine Lerche lange Zeit vor ihm her, als fürchte sie ihn gar nicht, als scheue sie nicht vor ihm; denn es gibt Augenblicke, wo die Natur das andächtige Herz des in ihr Wandelnden zu fühlen scheint, und der Mensch ist nicht mehr der gefürchtete Feind der Thiere, sondern ihr vertrauter Genosse, der mit ihnen theilt die Herrlichkeit der Erde. Das ist die Zeit der Verheißung, die die Propheten in heiligen Stunden geschaut, und die noch immer über Menschen kommt in ungeahnten heiligen Augenblicken.

Jetzt aber war Wolfgang auf seinem Acker. Wie oft hatte er ihn umgepflügt, darauf gesäet und geerntet, und nun stand die Saat in voller Pracht, und in ihm sprach es: „Dank dir o Erde, du gabst mir meines Leibes Nahrung. Sei gesegnet und gieb Anderen, die dich jetzt ihr eigen nennen, die treue Frucht, daß sie sich ihres Daseins freuen. Seid gesegnet, seid gesegnet, ihr Fluren meiner Heimath, auf immerdar.

Er grub eine Scholle auf aus seinem Acker und wickelte sie in ein Tuch. Er wollte sie in der fernen Welt zum Angedenken haben. Er wollte sie ausstreuen auf seinem Ackerfeld in der neuen Heimath.

Lange saß dann Wolfgang auf dem Bauholz bei den Linden, wo er so oft und jahrelang Axt und Beil geführt. Der Tag wurde lauter, die Morgenglocke tönte und Wolfgang saß still und ließ Farbe, Licht und Ton in sich einziehen. Und immer wieder holte er tief Athem, als könnte er nicht genug die Luft der Heimath trinken. Er pflückte sich einen blühenden Lindenzweig vom Baum und steckte ihn auf den Hut, und nun kehrte er wieder ins Dorf zurück. Er mußte stundenlang im Feld gewesen sein, denn im Dorf war bereits Alles lebhaft. Bei Jedem blieb Wolfgang stehen und sprach mit ihm, alle Heimathsangehörigen waren ihm jetzt nahe Freunde geworden, es gab keinen Unterschied mehr. Beim Küfer Mathes blieb er am längsten, denn der hatte seine Kuh gekauft. Er streichelte das Thier noch einmal, und mit dem frischen Klee im Maul glotzte ihn das Thier still an, dann aber fraß es wieder ungestört weiter. Es schien jetzt behaglicher zu leben in der Genossenschaft, als früher in der Einsamkeit.

Im Elternhaus fand Wolfgang schon Frau und Kinder wach und in ihren amerikanischen Kleidern. Besonders die Knaben freuten sich sehr mit ihren grauen Hüten und grünen Bändern, und baten den Vater, daß sie diese den ganzen Tag aufbehalten dürften, während die Mutter gesagt hatte, daß die guten Kleider nach der Kirche wieder eingepackt wür-

den. Das älteste Mädchen, das die Morgensuppe auftrug, hatte verweinte Augen. Der Vater ermahnte die Kinder nochmals, daß sie auf der Reise recht folgsam sein, sich immer an die Mutter halten, und nicht zerstreuen sollten, ja, er drohte den Knaben: wer nicht gut thäte, werde auf dem Schiff hoch oben an dem Mast in ein Seil gebunden, und bekäme nichts zu essen als ein Stück Wallfisch.

Vater und Mutter sahen einander oft lächelnd an, da sie hörten, welche fabelhaften Dinge sich die Kinder von Amerika einbildeten. Der älteste Knabe wollte sich eine Doppelflinte anschaffen und einen Bären zähmen und ihn in den Wagen spannen, und das zweite Mädchen wollte sich einen Taubenschlag voll Truthühner anschaffen, und auf einem Vogel Strauß spazieren reiten. Der zweite Knabe weinte, weil ihm seine Geschwister Alles wegnähmen und ihm gar nichts ließen von den Gegenständen — der Einbildung. Dieser Streit wurde leicht geschlichtet, aber des ganzen väterlichen Ansehens bedurfte es, um einen andern gegenwärtigen beizulegen.

Jedes Kind hatte für die Reise seinen eigenen Löffel bekommen, und da es Streit gab, da jedes den schönsten haben wollte, mußte der Vater mit einem Messer Nummern darauf kritzeln, damit jedes den seinigen kenne.

Jetzt läutete es zur Kirche, und Eltern und Kinder machten sich gemeinsam auf den Weg.

Die Gespielen riefen auf dem Wege den Kindern, sie möchten mit ihnen gehen, aber die Kinder hielten sich getreulich um die Mutter, und diese konnte fast nicht vorwärts

kommen, bis die Kinder zu zwei und zwei geordnet, Hand in Hand voraus gingen.

Natürlich hatte man unterwegs manches Lob und auch Mitleid zu hören über die braven armen Kinder, die schon so weit fort müßten, und die Kinder thaten ganz stolz und wichtig in ihren neuen weiten Kleidern; denn sie waren heute Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, und das merken Kinder bald und haben's gern.

In der Kirche, als die Orgel erklang und der Gesang ertönte, hielt Wolfgang sich den Hut vor das Gesicht; es hatte ihn noch Niemand weinen gesehen, und jetzt wußte er nicht wie es kam, Thränen rannen ihm über die Wangen; bald aber schaute er auf und verlor sich in tausenderlei Erinnerungen und Vorstellungen. Er wäre keine Minute erschrocken, ja hätte es ganz natürlich gefunden, wenn plötzlich Vater und Mutter und alle Verstorbenen dagewesen wären; ja er meinte, sie müßten da sein, und sein unsteter Blick suchte sie.

Der Pfarrer predigte über die Allgegenwart Gottes, und es war wohlthuend da er ausführte, wie es eine Tröstung sei zu wissen, daß fern überm Weltmeer Menschen leben, die gleich denken mit uns, deren Gedanken sich zu uns wenden, wie wir zu ihnen; das gebe ein Bild und eine Ahnung von der Einheit der Menschheitsfamilie. Zuletzt sprach er ein Gebet für diejenigen, die jetzt von unserem leiblichen Auge scheiden, die aber mit uns sind und sein werden im Geist des Allgegenwärtigen, und der schöne Spruch, der allzeit wiederkehrt, beim Neugeborenen, wie am offenen Grabe des Entschlafenen, als ein fester Gruß beim Willkommen und beim

Scheiden, der traf heute das Herz aller Zuhörer, und mit stummen Lippen sprachen sie ihn nach: „Der Herr segne dich und behüte dich, der Herr lasse sein Antlitz dir leuchten und sei dir gnädig, der Herr erhebe sein Antlitz über dich und gebe dir Frieden. Amen!“ Amen! sprachen Alle und manche Stimme zitterte, besonders aber die Wolfgangs und seiner Frau. Der Pfarrer hatte diese nicht genannt, aber es machte ihnen das Herz übervoll, da sie sahen und hörten, wie jetzt die besten Wünsche Aller sich über sie ergossen.

Als die Kirche zu Ende war, wartete Wolfgang an der Thür auf seine Frau, er faßte sie an der Hand, schickte die Kinder heim und ging mit ihr zum Pfarrer.

„Es ist mir wie damals, wo wir zum Pfarrer gegangen sind, uns zur Trauung anzusagen,“ bemerkte die Frau, als sie am Pfarrhause klingelten.

Wolfgang nickte still.

Beim Pfarrer sagte er, wie er es nie vergessen werde, daß Er und die ganze Gemeinde für ihn um den Segen gebetet, und entschuldigte sich, daß er nicht zur Nachmittagskirche komme, es sei noch mancherlei zu besorgen und er habe nun auf ewig Abschied genommen von dem Hause, wo er es gelernt habe, und so oft daran erinnert worden sei, was es heiße ein Mensch zu sein.

Der Pfarrer überreichte nun Wolfgang einen amtlich beglaubigten Auszug aus dem Kirchenbuche, worin Name und Geburtsjahr der Kinder Wolfgangs verzeichnet war.

Ungeschickterweise zog Wolfgang seinen Beutel und wollte diese Mühewaltung bezahlen. Der Pfarrer aber wehrte dem

ab und sagte: „Gebt das, was Ihr mir zugedacht, dem ersten armen Landsmann, der Euch in der neuen Welt begegnet.“

„Meine Hand darauf!“ sagte Wolfgang, diese ausstreckend, und fuhr dann fort: „Leben Sie wohl und Gott vergelte Ihnen alles, was Sie an uns gethan, und wenn das Kreuz auf dem Grab meiner Eltern einmal verwittert, lassen Sie mich's nur wissen, ich will's gern bezahlen. Ich will sobald es mir gut geht ein eisernes machen lassen.“

Auch der Frau reichte der Pfarrer die Hand, aber sie sprach kein Wort und weinte nur immer. Der Pfarrer gab ihnen noch das Geleite bis vor das Haus.

Die Frau weinte und sagte dabei: „Man sieht jetzt erst wenn man von ihnen fort muß, wie gut die Menschen gegen Einen sind.“

„Jetzt ist's genug,“ sagte Wolfgang, als er mit seiner Frau auf dem Heimweg war, „jetzt ist's genug geweint und getrauert, und nun ist's vorbei. Wir sind schon auf der Reise, und jetzt muß man die Augen offen haben zu was Andrem. Komm nur heim, ich habe einen Matrosenhunger und die Kinder werden warten.“

„Ja heim, das ist kein Heim mehr,“ wollte die Frau sagen, aber sie schluckte es hinab mit ihren Thränen.

Mit seinem eigenen Hunger ebensowohl als mit dem unruhigen Warten der Kinder hatte Wolfgang Recht gehabt. Die Eltern fanden Händel vor, die sie schlichten mußten, denn der graue Hut des Zweitjüngsten war in eine Pfütze gefallen, und er behauptete, der Aeltere habe ihn gestoßen, und wollte

nun dessen Hut dafür haben, obgleich er ihm zu groß war. Ein einfaches Fingeraufheben Wolfgangs stellte die Ruhe her. Er duldete es nicht, daß die Mutter dem Zweitjüngsten eine Mütze gab, denn es hatte sich herausgestellt, daß er gelogen. Der Knabe mußte nun den ganzen Tag mit dem fleckigen Hut umhergehen; er sollte die Folgen dessen tragen, was er gethan, und Wolfgang that sehr wohl, schon früh und in kleinen Dingen daran zu gewöhnen. Bei Tisch wurde Wein getrunken, was sonst noch nie im Hause geschehen war, und jedes Kind durfte einen Schluck aus dem Glase des Vaters trinken.

Die Redseligkeit der Kinder erheiterte die Eltern bald, und nach Tisch kamen die Nachbarn und Verwandten und die Leute denen das Geschirr gehörte, von dem man heute noch gegessen hatte.

Die Frau ließ sich's nicht nehmen, das Geschirr wohlgescheuert abzugeben, und sie wollte fast weinen, als ihr Geschirr, das sie so lange gehandhabt hatte, fortgetragen wurde, bis Wolfgang sagte: „Willst ein Pfännle machen? Guck, dein linker Mundwinkel sieht grad aus wie das Schnäuzle an deinem braunen Milchtopf. Wenn du mir jetzt gleich lachst, schaff' ich dir drüben ein halbes Regiment davon an, und ich ruhe nicht, bis wir so viel Kühe haben, daß du alle Töpfe in einem Tage voll melken kannst; und ein Butterfaß schaff' ich dir an, das muß so breit sein wie die Rentmeisterin, wenn sie sechs Unterröcke anhat und noch einen gesteiften Rock obendrauf."

Die Frau lachte in der That, und jetzt wünschte sie sich, wenn's nur gleich in der nächsten Viertelstunde fortginge: daß es noch bis Mitternacht daure — sie wisse nicht, wie sie das aushalten könne.

Wolfgang überließ seine Frau den andern Weibern, und ging mit einigen Kameraden das Dorf hinauf. Die Kinder wurden in die Nachmittagskirche geschickt. Als diese zu Ende war, saß Wolfgang bei einer Anzahl von Männern auf dem Mäuerchen am Rathhausbrunnen; man rauchte, man schwatzte und gähnte, oft aber war Alles schweigsam, und das fiel heute Wolfgang zum erstenmal auf. Er dachte vor sich hin: wenn du einst einsam bist, denke daran, daß man bei einander auch nicht viel von einander gehabt hat; aber freilich, es ist doch anders, wenn man's haben könnte, als wenn ....

„Wer geht mit einen Schoppen trinken?" hieß es endlich, und fast der ganze Trupp sammelte sich im Wirthshaus. Man saß hier nicht lange beisammen, als eine Nachricht den größten Theil der Anwesenden, und auch Wolfgang, auf die Straße führte, und hinaus ans äußerste Ende des Dorfes; denn die alte Margareth hatte einen Brief von ihrem Sohn aus Amerika bekommen.

Die alte Margareth saß auf der Bank vor ihrem Haus und hatte einen braungelben Briefumschlag, der rothgekreidelt und fünffach besiegelt war, in der Hand. Viele Männer und Frauen umstanden sie: „Da kommt der Wolfgang, der kann besser lesen!" hieß es. Wolfgang erhielt den blaulinirten Bogen und las:

„Herzliebe Mutter mein!

Wie ich versprochen, will ich dir schreiben wie es bei mir geht, seitdem ich von dir Abschied genommen habe; wenn ich daran denke, spüre ich noch immer einen Stich im Leibe, und ich meine immer, es kann gar nicht sein, daß wir gar so weit von einander sind, aber ich sehe schon, daß du weinst, wenn ich davon anfange, und darum mache ich einen Hops, aber nicht wie damals, wo ich in die Kalkgrube gefallen bin und fast verbrannt wäre. Jetzt bin ich aber über einen viel größeren Graben, und dein Sprüchwort hat Recht: man soll nicht Hopsa! schreien, ehe man überm Graben ist. Kannst dich darauf verlassen, ehe ein Jahr vergeht, schicke ich dir ein Brieflein mit Etwas darin, daß du auch zu mir kommen mußt, aber vergiß ja nicht, daß du deine Kaffeemühle auch mitbringst. Laß sie frisch wetzen. Du sollst mir alle Tage Kaffee kochen, und ich will dir folgen, will's machen wie du, ich will ihn auch in die Untertasse schütten; ich seh' dich vor mir, wie du das Schälchen in der linken Hand hast, und den linken Ellbogen auf die rechte Hand stützest und blasest; du sollst mir künftig auch den Zucker nicht sparen, und ihn nicht in den Mund nehmen, nein, fünf Stück in jede Tasse, aber keine so kleine wie Erbsen, nein, wie rechtschaffene Hühnereier. Hast du denn deine Hühner noch alle, und legt die gelbe Vocklerin noch? Sag' ihr einen schönen Gruß. Ja, Mutter, ich bin lustig, und darum schreibe ich dir, und ich habe dir nicht geschrieben, weil ich es nicht gewesen bin. Jetzt aber, du solltest nur sehen wie ich aussehe. Sie heißen mich nur den gesunden Schwaben. Man spottet in der Welt viel über

die Schwaben, aber man hat sie doch überall gern. Es ist nicht uneben, was mir einmal ein studirter Landsmann gesagt hat: Wenn ein Schwab ganz für sich allein ist und nies't, sagt er sich selber: zur Gesundheit. Ich thue das jetzt auch. Es ist mir aber auch schlecht gegangen. Ich habe gar arg am Heimweh gelitten, und ich sage umgekehrt wie daheim: wenn eine Brücke übers Meer wäre, es wären auch schon viele wieder heim; aber jetzt bin ich zufrieden. Ich stehe hier in Arbeit, man muß hier gar viel arbeiten, aber das Essen und der Verdienst ist auch gut. Es geht hier Einem wie beim Einpflanzen der Kohlsetzlinge ins Krautland: in den ersten Tagen sind sie lahm und welk, und man meint sie kommen nicht auf, bis sie einmal tüchtig eingeregnet sind, und sie werden mit der Zeit tüchtige Krautköpfe; ich hab' jetzt auch so einen Krautkopf.

Wenn noch Andere herüber kommen, möchte ich ihnen guten Rath geben: daß sie sich nicht als grüne Deutsche, wie man hier die neuen Einwanderer heißt, vergaloppiren. Kleider und besonders Schuhwerk mitbringen ist gut und vortheilhaft, weil das Alles hier theuer ist, und auch schlecht gemacht wird, nur für den Schein auf den Kauf. Handwerkszeug und Feldgeräth aber kann man nicht viel brauchen, weil das hier ganz anders ist. Wenn man ein bischen Englisch kann, kommt man auch viel besser fort. Beim Ueberfahrtsvertrag muß man sich immer hineinschreiben lassen, wieviel man bezahlt hat, sonst wird man nochmals angeschmiert. Unterwegs muß man sehr aufpassen, um nicht den Zug zu versäumen, es sind Zwei von uns zurückgeblieben, und haben besonders zahlen müssen.

In Bremen da haben sich Viele noch lustig gemacht, sie haben das Heimweh vertrinken wollen, aber das kommt viel schwerer, wenn man's so wegschwemmen will. Der alte Schneiderlorenz hat in Einem Mittag zwei Gulden verthan, und hat dabei immer geschrieen: in der neuen Welt gilt das alte Geld nicht mehr. Jetzt ist er Lumpensortirer in einer Papiermühle und hat kein altes und kein neues Geld. In den letzten Tagen drüben bin ich auch herumgelaufen wie wenn ich halb schlafen thäte, und doch muß man da gerade am meisten aufpassen, wenn man sein bischen Sach nicht verlieren will. Im Auswanderungshaus in Bremerhaven haben wir's gut gehabt, ich kann nicht anders sagen; aber es glaubt kein Mensch wie lang Einem die Zeit wird, wenn man gar nichts anzufangen weiß, und sie sprechen dort ein Deutsch, das ist so gut wie Wälsch. Jetzt wirst aber lachen, Mutter, ich hab' von des Matthesen Agath von Lauterbach stricken gelernt, und das ist mir gut bekommen in mancherlei Art; die Kappe ist noch nicht ganz fertig, wird's aber; ihr sollet, will's Gott, zur Hochzeit kommen. Jetzt will ich euch aber weiter sagen, wie es uns ergangen ist. Beim jüngsten Tag kann kein größeres Durcheinander sein, als wenn man mitsammen zuerst aufs Schiff kommt, und anfangs ist es grad als wär's unmöglich, daß man da bei einander sein kann. Es ist wie wenn man noch beim Heimfahren vom Markt auf einen gesteckt besetzten Wagen voller Menschen kommt. Alles schreit: du kannst nicht herein, du hast keinen Platz mehr! und wenn man sich doch eindrängt, glaubt man, man erstickt; aber wenn der Wagen zwanzig Schritt gefahren ist, da schüttelt sich's doch

wieder zusammen, und man findet daß doch noch wohl Platz da ist, wenn Einem auch der Fuß ein bischen pelzig wird. Immer Drei und Drei müssen bei einander wohnen in einem Kasten, und das heißt man eine Koje. Am besten ist's, wenn man in einem kleinen Kistchen das Nöthigste hat, was man unterwegs braucht, denn das Hauptgepäck wird in das untere Schiff verpackt, und das kriegt man nicht zu sehen bis man anlandet, und das dauert lang. Ja Mutter, so auf dem Schiff merkt man doch, daß man gar verwöhnt ist, und sich noch nicht genug mit Wenig zu behelfen weiß. Ich hab' gemeint, ich hätt's auf meiner Wanderschaft gelernt, aber es hat doch nicht ausgereicht. Und wenn Einem dann so das Land aus den Augen schwindet, dann kommt Einem auch etwas Salzwasser in die Augen. Und wie die Matrosen hinaufgeklettert sind und haben die Segel gelöst, da hat der Schneiderlorenz zu mir gesagt: das ist auch ein saures Brod — und jetzt hat er ein noch saureres. Ihr werdet mich auslachen, Mutter, aber ich bleibe doch dabei: das beste auf dem Schiff ist die Seekrankheit; das ist eine weise Einrichtung Gottes, die hilft hinüber über alles Heimdenken, und da liegt man und weiß gar nichts mehr von sich, und möcht' am liebsten sterben. Erst nach und nach kommt's Einem wieder bei, daß man doch noch etwas von der Welt weiß und will, und ich habe mir gar seltsame Gedanken gemacht, warum man sich denn so viel abplagt um das bischen Leben, um die paar Jahre, es ist nicht der Mühe werth; aber nach der Hand lernt man doch wieder, daß es wohl nöthig ist. Und glaubet mir, das Aergste auf dem Schiff ist eigentlich die lange Zeit die man hat. Wie

froh bin ich da gewesen, daß ich hab' Stricken gelernt, ich hab' mich auslachen lassen, aber es ist mir doch gut bekommen. Die Lützenhardter Bettelleut', die die Regierung hinübergeschickt hat, die waren am lustigsten, die haben gegeigt und Clarinett geblasen, die haben nie so ordentliche Kost gehabt. Und unser Schiffsbrod war doch so hart wie Stein, daß es Viele zu Pulver zerklopft haben, um es mit ein bischen Seewasser (denn süßes Wasser bekommt man nicht viel) hinunter zu bringen. Der brave Lehrer von Horklingen hat ein bischen Englisch verstanden, und er hat unentgeltlich eine regelmäßige Schul' unter uns errichten wollen, daß wir's Alle lernen. Ein paar Tage ist's gegangen, und wir haben ihm die Worte nachgesprochen wie in der Schul', aber da haben die Schelme Alles verdorben, nur ich und noch zwei aus dem Hessischen sind beim Lehrer verblieben, und jetzt kommt mir's gut, daß ich ein bischen Englisch kann.

Wir sind die ganze Zeit mit gutem Wind gefahren, aber Mutter, wenn's endlich heißt: Land! und man sieht einen dunklen Streifen weit, weit — ihr könnet euch nicht denken wie's da ist, da merkt man's erst, wie lieb man den Boden gehabt, und einen Stein thät' man küssen wie den besten Freund.

Und wenn man dann festen Boden unter sich hat — man meint, es könnte gar nicht wahr sein.

Ich habe an diesem Briefe schon vor vier Wochen geschrieben, und schreibe heute weiter, und lege euch heute auch gleich ein Goldstück bei, ihr werdet es unter dem Siegel finden.

Mit der Ueberfahrt von Bremen aus haben wir 42 Tage gebraucht, und sind im Ganzen zufrieden gewesen.

Am schwersten ist's, wenn man hier ans Land kommt; da sitzt ein Jeder auf seinem Koffer und hat Angst, daß er selber mit dem Koffer gestohlen wird, denn das ist ein Räubervolk, das da auf Einen hereinkommt, und die wissen zu schmeicheln und zu heucheln, daß man meinen sollt', man hätte lauter frisch ausgekrochene Engel vor sich, aber es ist ein Räubergesindel. Drum soll sich nur Jeder an die deutsche Gesellschaft halten, das sind wohlthätige Männer, die unentgeltlich das Beste rathen, und wer hierher kommt, soll sich nur gleich vornehmen, jede Arbeit zu thun die ihm vorkommt; man muß auch oft aus seinem gewohnten Gewerbe auswandern, bis man wieder zu ihm heimkommt. Ich habe sechs Wochen helfen Straßen pflastern, bis ich meinen jetzigen Platz bekommen habe, aber das ist schön: wenn man hier zu Land rechtschaffen ist, bekommt man Credit, und kann mit Nichts zu Etwas kommen; ich bin jetzt auf dem Weg. Am besten gefällt mir, daß es hier zu Land die größte Ehre ist, wenn einer von sich sagen kann: Ich bin von geringer Herkunft, und hab's zu Etwas gebracht. Geburtsstolz giebt's hier gar nicht.

Wenn ihr mir schreibet, so machet den Brief nicht frei, sonst bleibt er liegen, und siegelt nicht mit Siegellack, sondern mit Oblaten, sonst kleben die Briefe im Packe zusammen, und werden zerrissen; und wenn der Zimmermann Wolfgang hierher kommt, soll er mich nur gleich aufsuchen oder mir es vom Schiff aus sagen lassen, dann komme ich zu ihm. Er soll sich auch, sobald er auf dem Schiff ist, gleich dazu anschicken, dem

Schiffszimmerer zu helfen, da giebt es immer zu thun, und er hat keine lange Zeit und verdient noch was.

Ein gutes Wort habe ich vorlängst in dem Meeting gehört, und das hat so geheißen: Deutschland ist unser Vaterland, Amerika ist unser Kinderland. Mutter, ihr müsset eben bald nach eurem Kinderland.

Es ist hier Alles ganz anders als bei uns daheim. Die Kartoffeln werden mit dem Pflug nachgesetzt, und so bearbeitet den Sommer über, und auch mit dem Pflug herausgethan. Die Frucht wird mit der Sense abgemäht, die ist besonders dazu gemacht, und legt die Frucht schön hin. Zwei Stunden Weges schlägt man hier so wenig an, als bei uns daheim eine Viertelstunde. Ich will Keinem zurathen Deutschland zu verlassen; aber wenn Eines zu mir kommt, will ich ihm thun, was ich kann, und das soll nur ein Jeder denken, daß man hier ohne Arbeit nichts bekommt. Ich habe hier schon stärker gearbeitet, als bei uns daheim. Die Metzger tragen hier beim Fleischverkauf weiße Hemden über den Kleidern.

Wirthshaussitzen, Spielen und Trinken ist hier fast gar nicht. Der Amerikaner kommt in den Barroom, fordert einen Trunk Welschkornbranntwein oder Bier oder Wein, zahlt, trinkt und geht. Zeit ist hier das beste Baargeld.

Die Amerikaner sind gar häuslich und dabei auch sehr reinlich. Wer schmutzig daher geht, ist gewiß ein Deutscher oder ein Irländer; auf Weißzeug hält man hier besonders viel, und ganz vornehme Leute putzen sich auch ihre Kleider und Stiefel jeden Morgen, und Menschen im schwarzen Frack spalten ihr Holz. Ich habe auch viele Bauern gesehen, die

ihr Korn zu Markt führen, und auf ihrem Wagen die Zeitung lesen. Das geschieht hier überhaupt sehr viel. Und wie die Menschen freier behandelt werden, und doch folgen, so ist's hier auch mit den Thieren, man sieht hier fast gar keine Peitsche und keinen Sporn; überhaupt ist es ein gutes Zeichen, daß man hier die Thiere nicht abrackert, im Gegentheil ganz gut behandelt, das thun eben nur freie Menschen.

Nun habe ich aber genug geschrieben.

Nun, liebe Mutter, sage ich Euch von Herzen Lebewohl. Haltet Euch nur gesund und wohlauf, daß ich Euch noch lange bei mir haben kann.

Verbleibe Euer David.

Milwaukie im Staate Wisconsin, Schillerstraße Nr. 12."

Wolfgang hatte den Brief gelesen, und die Mutter hatte immer weinend zugehört. Jetzt ging er wieder mit seinen Genossen in das Dorf. Es war ihm seltsam zu Muthe, noch hier eine so treue Kunde aus seiner neuen Heimath vernommen zu haben. Es war wie eine entgegengebotene Hand, die sich ihm aus der Ferne darreichte; und die Weichheit, die ihn trotz allen Vorsatzes doch nicht verlassen hatte, verwandelte sich endlich in Muth und entschlossene Festigkeit. Er bedurfte deren noch, denn zu Hause fand er seine Frau wiederum in Thränen, aber er ließ sie gewähren; hatte er sich bekannt, daß jeder Schmerz sein Recht haben müsse, so ließ er das auch bei Anderen gelten. Die Mutter hatte die Kinder gezwungen, daß sie sich noch am hellen Tag nieder legen mußten,

damit sie in der Nacht leichter wach zu erhalten seien. Aber die Kinder waren voll Unruhe in der Kammer, und als der Vater kam, schrien sie Alle, er möge sie erlösen. Er befahl ihnen — um das Ansehen der Mutter nicht zu beeinträchtigen — noch eine Weile zu ruhen, dann aber entließ er sie scherzend.

Es zeigte sich, daß noch Vieles zu ordnen und zu richten war, denn das bleibt immer: so lange man sich auch zu einer Abfahrt rüste, rückt endlich die Entscheidungsstunde heran, ist doch noch manches zu richten und zu ordnen.

Wolfgang zog sein Sonntagskleid aus, und er war wie ein Fremder, als er im Werktagskleide wieder im Dorf erschien.

Es war in der Dämmerung, als Wolfgang, der sich heute überall bemerkt wußte, davon schlich, und auf Umwegen nach dem Friedhof ging.

Es ist ein alter Glaube, daß man sein Gedächtniß verliere, wenn man viele Grabschriften lese, und dieser Glaube hat allerdings eine wahre, wenn auch nicht wunderbare Bedeutung. Wer sich zuviel mit Abgeschiedenem und Vergangenem beschäftigt, und es sich einprägt, dem schwindet das, was er im täglichen Leben zur Erinnerung braucht.

Wolfgang schwindelte es von den vielen Verstorbenen, von denen er hier las, und endlich schritt er ohne Aufmerksamkeit an den vielen Kreuzen vorüber, und blieb vor denen seiner Eltern und seiner beiden Kinder stehen. Die Abendglocke läutete, er zog den Hut und faltete still die Hände.

Und als er jetzt zum Letztenmal heimwärts ging, fiel ihm wieder das Wort ein, das er in dem Briefe Davids

gelesen hatte. „Deutschland unser Vaterland, Amerika unser Kinderland!“ Die da aufgewachsen sind in Deutschland, finden selten ihr wahres und volles Gedeihen in der neuen Welt, es sind Wurzeln der Erinnerung ausgerissen und abgehackt, an denen man allezeit krankt: die Kinder aber gedeihen in der neuen Heimath, sie finden eine solche in ihr. Fahrwohl, o Vaterland, nimm uns auf, o Kinderland!

Es war schon Nacht, als der Wagen mit den Auswanderungsgenossen aus dem Nachbardorf ankam. Die Kisten wurden aufgepackt, und es war der letzte Liebesdienst, den die Nachbarn thaten, daß sie Wolfgang trotz seines Sträubens dabei nicht Hand anlegen ließen. Die Kinder schliefen wieder und erwachten kaum, als man sie endlich auf den Wagen brachte.

Die Frau hatte den Aberglauben, daß es Unglück bringe, wenn man beim Ausgehen, nachdem man schon Abschied genommen, nochmals zurückkehrt; darum sagte sie, um dem vorzubeugen, immerfort: ich habe gewiß noch was vergessen, ich komme noch einmal. Und als man endlich doch fortging, sagte sie dasselbe noch, und nahm keinen Abschied vom Hause.

Als Alles schon zur Abfahrt bereit war, sprang Wolfgang nochmals die Treppe hinauf, öffnete die Stubenthüre, und machte sie wiederum zu und horchte auf das Klinken der Stubenschnalle. „Zum Letztenmal,“ sagte er dann vor sich hin und sprang die Treppe hinab, aber mit einer eigenen stillen Andacht machte er zuletzt auch noch vorher die Hausthür zu; dann zog er mit den Seinen von dannen.

Als man durch das schlafende Dorf hinausfuhr, und die

Eltern hinter dem Wagen drein gingen, als ob sie ihrer eigenen Vergangenheit das Geleite gäben, sang der Nachtwächter:

Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Unsere Glock' hat Eins geschlagen:
Ein Gott ist nur in der Welt,
Dem sei Alles heimgestellt. —

Am Morgen, als man schon weit entfernt war von der Heimath, sah Wolfgang auf seiner großen Kiste einen Kranz liegen: den hatten ihm die Nachbarn ungesehen hingelegt; er nahm ihn auf und sagte seinen Kindern, daß sie ihm einst diesen Kranz aus der Heimath ins Grab legen sollten in der fremden Erde.

Denkmale Kaiser Josephs.

Wenn man Kaiser Joseph sagt, so weiß Jedermann, daß damit Joseph II von Deutschland gemeint ist, der im vergangenen Jahrhundert in Wien gelebt hat, und es ist nicht sein geringster Ruhm, daß er gar keinen Beinamen hat, nicht der Große, nicht der Gütige, nicht der Einzige, nicht der Gerechte, daß man nur Kaiser Joseph zu sagen hat, und Jedermann weiß, wer damit gemeint ist.

In Wien außerhalb der Burg ist ein schöner freier Platz, darauf ist das eherne Bild Kaiser Josephs, wie er zu Pferde sitzt, aufgestellt.

Leider hat ihn der Bildhauer in altrömische Tracht verkleidet, so daß wenig davon geblieben ist, wie er leibte und lebte; aber doch hat man in kaum vergangenen Jahren seiner gedacht, und das Volk hat nicht umsonst im Jahre 1848 dem Standbild des Kaisers die schwarzrothgoldene Fahne in die Hand gegeben. Er lebt noch in treuem Angedenken, und sollte in eherner Faust das Banner tragen zur Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes, das nun wieder — abgenommen ist.

Der Gevattersmann hat einen Freund, der nie am

Josephsplatz vorübergeht, ohne vor dem Standbilde des Kaisers ehrerbietig den Hut abzuziehen. Andere, die das bemerkten, forschten nach dieser Sonderbarkeit, und spöttelten zum Theil darüber; der Mann aber erklärte ihnen:

„Es giebt keine schönere Freude, als mit ganzer Seele und ganzer Kraft zu lieben oder, noch besser, zu verehren; denn Verehrung ist Liebe zu einem Höheren, das uns doch wiederum so nahe ist, daß wir ihm uns traulich hingeben dürfen. Könnte man die Freude der Verehrung nur oft im Leben haben! Wir können leider oft nur dadurch zeigen, wem wir Verehrung zollen, indem wir vor laut Gepriesenem schweigen; aber da, wo sie uns gegeben ist, darf man sich nicht scheuen, ihr den Ausdruck zu verleihen, und es ist das jetzt doppelte Pflicht, weil soviel Lüge, Heuchelei und Knechtsinn, soviel befohlene Empfindung sich als freie innere Neigung breit macht. Es giebt viele Menschen in der Geschichte, deren Thaten wir bewundern, wir staunen über die Fülle ihrer Kraft; aber achten, lieben und verehren können wir nur diejenigen, bei denen wir den willenskräftigen und sittlichen Beweggrund ihrer Handlungen sehen, und solcher Menschen giebt es wenige. Die uneigennützigste Liebe und Verehrung aber ist die zu einem Verstorbenen. Kann ich von dem Kaiser hier noch Etwas wollen? Kann er mir aus seiner ehernen Faust eine Gnade spenden? Ich will nichts, als im Seingedenken mein oft verzweifelndes Herz erbauen. Ich danke ihm in Andacht für seine unablässig bewährte Liebe und Rechtschaffenheit; und das sollte Jeder thun, um seinen Glauben an diese Tugenden immer wieder aufzurichten und im eigenen Herzen frisch zu erwecken.

Das Andenken der Männer, in denen sich die Menschenhoheit lebendig geoffenbart hat, ist das beste Erbe, das wir aus der Vergangenheit und der Geschichte überkommen, und es giebt Namen, die sind so fest und ewig wie die Sterne am Himmel; wenn man auf offener See nicht mehr weiß, in welcher Weltgegend man ist, so findet man seinen Weg auf Erden nach den Sternen am Himmel.

„Freilich könnt ihr sagen: wozu brauchst du bei diesem Andenken den Hut abzuziehen? du kannst ja deine innerste Verehrung ebenso in Gedanken hegen? Ich will das nicht bestreiten. Aber nehmt alle Gebräuche, alle äußeren Bezeichnungen aus dem Leben und aus der Religion — die nur die heilige Fassung des Lebens ist — hinweg, und ihr habt nichts als eine kahle Oede, eine Zusammenhanglosigkeit und babylonische Sprachverwirrung, wo Keiner mehr Wort und Zeichen des Andern versteht. Tausendmal übt man eine Gewohnheit, einen eingesetzten Gebrauch, ohne sich des Gedankens, der damit ausgedrückt werden soll, zu erinnern; aber hat man diesen nur Einmal erkannt, so durchströmt bei jeder Uebung ein ruhiger Segen, ein Gefühl des Genügens und der Sättigung das Gemüth, so wenig man das auch jedesmal klar weiß. Darum möchte ich, daß alle Kinder, die hier vorübergehen, an eine Ehrenbezeugung gewöhnt würden; denn gute Gewohnheiten ersetzen oft gute Grundsätze, oder vielmehr sie machen sie zur Naturanlage, und erwecken mit der Zeit durch Aufmerksamkeit und Nachdenken den weisen Grund ihres Bestehens.“

„Stellst du aber Kaiser Joseph nicht zu hoch?“ fragte einer der Zuhörer.

„Mit nichten. Mein Kaiser Joseph war ein wohldenkender und rein empfindender, war nicht nur ein braver, sondern auch ein rechtschaffener Mensch.“

„Welchen Unterschied machst du denn zwischen brav und rechtschaffen?“

„Brav ist derjenige, der seine überkommene und übernommene Pflicht, wie es die gewohnte Ordnung erheischt, regelmäßig und treu erfüllt. Rechtschaffen aber ist derjenige, der noch außerdem das Rechte schafft, der neue Pflichten sich aufsucht und auferlegt, über die gewohnte Ordnung hinaus noch Neues, und zwar das Rechte zu schaffen trachtet. Rechtschaffen in der vollsten Bedeutung des Wortes war Kaiser Joseph; und das ist das Beste, was man sagen kann, und ihm doppelt anzurechnen, weil er sich von vielen Vorurtheilen und Gewöhnungen loszumachen hatte. Es ist kein geringes Lob, daß selbst Friedrich der Große von Preußen seine Bewunderung darüber aussprechen mußte, wie Joseph, „an einem bigotten Hofe aufgewachsen, in Prunk erzogen, mit Weihrauch genährt und dennoch freisinnig, so einfach in seinen Sitten und bescheiden war. —“

„Ist es aber nicht,“ fragte einer der Zuhörer, „ist es nicht ein Beweis von den Mängeln Kaiser Josephs, daß von seinen Thaten nur wenig verblieben ist und uns zu lebendigem Dank auffordert?“

„Freilich,“ war die Antwort, „hatte Kaiser Joseph große und leicht erkennbare Mängel; das hindert aber nicht die Ver-

ehrung vor ihm. Er hatte Fehler und Mängel, die der allgemeinen und beständigen Menschennatur und auch solche die der Natur seiner Zeit angehören; aber er bewahrte und errang Tugenden durch freie persönliche Bewährung, und manches Gute ward nach ihm Josephinisch genannt. Es giebt Niemand, in dem sich nicht die Mangelhaftigkeit der Menschennatur erkennen läßt; das Vollkommene ist der Gedanke Gottes allein. Der Hauptfehler Kaiser Josephs war, daß er auf Tugend und Einsicht der Menschen baute, während doch diese beiden im Laufe der Zeit so verkehrt geworden waren; er aber blieb seinem Wahlspruch getreu: „durch Tugend und Beispiel" zu regieren. Er wollte das Edle, das Reine, und als Menschenfreund scheute er zurück vor den harten Mitteln, welche die Durchführung seiner menschenfreundlichen Absichten zur Zeit noch erheischte. Es war ein schweres Wort Friedrichs des Großen, als er sagte: Joseph II. thue immer den zweiten Schritt, ehe er den ersten gethan. In der That verfehlte und übersah Joseph die Grundlagen, die zuerst gegeben sein mußten, bevor er die Ausführung seiner Plane verwirklichen konnte. Noch auf seinem Sterbebett, als ihm sein Arzt Quarin offen bekennen mußte, daß keine Genesung mehr zu hoffen sei, am 5. Februar 1790 sprach Joseph: „Ich vermisse den Thron nicht, fühle mich ruhig, nur etwas gekränkt, durch so viele Lebensplage so wenig Glückliche und so viele Undankbare gemacht zu haben." — Das aber ist ihm gelungen, was er als Hoffnung an van Swieten schrieb: „das Diadem mit der Liebe des Volkes zu zieren." Ja, wenn man eine Inschrift auf dieses Denkmal hier setzte

so müßte man die Worte wählen, die sich bei jenem Joseph in Aegypten finden: 1. Buch Moses Cap. 42, Vers 8: „Und Joseph erkannte seine Brüder, sie aber erkannten ihn nicht."

* *
*

Der Freund ging mit seinem Genossen nach dem Augarten, den Kaiser Joseph mit der minder wohlgewählten als wohlwollenden Aufschrift versehen: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer."

Es war am 1. Mai, dem Tage, der noch heute die fröhlichen Wiener im Augarten versammelt, und die Frühlingsfeier unwillkürlich zur Gedächtnißfeier für Kaiser Joseph macht. In diesem Garten hatte sich der Kaiser oft mit Leutseligkeit unter sein Volk gemischt, denn er hatte ja gegen den eiteln Hochmuth und die Abschließung der sogenannten höheren Stände oft geäußert: „Wenn ich nur mit meinen Standesgenossen verkehren wollte, bliebe mir nichts übrig, als in die Gruft der Kapuzinerkirche hinabzusteigen und daselbst meine Tage zu verbringen."

In einem abgelegenen Laubengang wurden hier, während rings sich Viele gedankenlos tummelten, manche Thatsachen von der Leutseligkeit und Menschenliebe Kaiser Josephs erzählt, und wie er in Jeglichem gern den Bruder erkannte; aber auch die Mängel wurden unverhohlen ausgesprochen, und wenn auch nicht ohne scherzhafte Einleitung zogen die Rückkehrenden in stiller Nacht den Hut ab vor dem Denkmale Kaiser Josephs.

Der Gevattersmann erzählt diese Geschichten gern, und versetzt sich in die Zeit, als wäre er dabei gewesen; an der einen Geschichte hat er ein besonderes Familienerbe.

---

1. Die Kaiserfurche.

Es war gegen Ende August des Jahres 1769, als Joseph im offenen Wagen durch das Land Mähren auf der Straße von Brünn nach Wischau fuhr. Seine Wange war geröthet, und sein blaues Auge erglänzte hell beim Aufschauen nach dem Himmel, wie beim Ausschauen nach den fernen blauen Bergen, und wieder ruhte sein Blick freudig auf den Feldern am Wege. Ein großer Theil der Ernte war eingebracht, und schon begann man da und dort den Boden aufs Neue umzupflügen. Da sagte der Kaiser zu dem neben ihm sitzenden Staatskanzler Fürsten Kaunitz:

„Sonderbar! Wenn ich die braunen Schollen der nährenden Erde betrachte, werde ich andächtiger als beim Ueberschauen der wogenden Saat; diese macht freudiger, aber jene denkender. Wie das wartet, still und schmucklos, und Säfte aus der Luft und aus den Wolken einsaugt, um sie dann dem Keime zuzuführen und ihn aufsprießen zu machen. . . . Dieser Brodem, der dort aus der offenen Furche aufsteigt, weht mich an wie ein Athem aus dem Munde der Mutter Natur. . . . Wie jetzt Alles so hellfarbig ist, wie die Menschen, die die

Thiere zu ihren Arbeitsgenossen gemacht, dort überall hin- und herziehen, und die Werkzeuge führen, welche die Welt neu beleben . . . Segen, Segen über euch und euer Thun! . . . Wie müßte es sein, wenn man hoch oben vom Himmelszelt das Alles überschauen könnte, die Städte und Dörfer, die Wälder und Berge, die Menschen und Thiere, und hier unser Wagen, und da drin dieser Mensch hier, der jetzt noch lebt, noch athmet, den alle diese hier ringsum kennen und nennen, der sie gut und glücklich machen möchte, und doch nicht weiß, ob er kann. . . . Dort der Säemann, wie er so langsam schreitet und den Samen streut! Die Natur ist treu und fest, sie giebt siebenfältig wieder, aber die Menschen, o die Menschen. . . ."

Der Kaiser ward still, auf seinem Antlitz schwebte ein Glanz, und doch war es tief wehmüthig; er hatte die Arme auf der Brust fest übereinandergeschlungen, und hätte sie doch so gern ausgebreitet, um Alle brüderlich an sein Herz zu schließen.

Lang saß der Kaiser still in sich versunken, sah nichts und hörte nichts von der Welt um ihn her. Plötzlich befahl er, daß man anhalte. Die schnaubenden Rosse standen still, und hinter dem Wagen des Kaisers hielten die seines ganzen Gefolges. Der Kaiser stieg aus. Ein alter Bauer pflügte mit zwei Pferden im Ackerfeld am Wege. Er hielt eine Strecke innerhalb desselben inne und starrte verwundert darein, als er so viele Wagen mit geputzten Herren hier auf der Straße halten sah. Der Kaiser rief ihm zu, er möge seine Furche nur zu Ende ziehen bis an den Weg. Auf einen

Ruck am Leitseil schritten die Ackerpferde vorwärts, und bald stand der Bauer mit Pferd und Geschirr beim Kaiser. Noch kannte er ihn nicht, und der Kaiser winkte seiner Begleitung, ihn nicht zu verrathen.

„Wollt Ihr mir erlauben," fragte der Kaiser, „daß ich Euch den Pflug abnehme und eine Furche ziehe?"

„Warum nicht? sagte der Bauer, „aber ich glaub' nicht, daß Er's kann: das sieht sich leicht an, will aber doch gelernt sein."

„Es gilt den Versuch, sagte der Kaiser, und alle Umstehenden sahen staunend, wie der Kaiser die Pfluggabel in die Hand nahm und den Bauer ersuchte, seine Thiere anzutreiben. Dies geschah, und die Schollen hoben sich eine Strecke. Plötzlich aber hielt der Bauer inne und sagte: „Halt! Er begreift das noch nicht recht. Er drückt den Pflug zu tief ein und bringt schlechten Lettenboden herauf, das verträgt der Acker nicht, der hat nur eine leichte Krume. Freilich, das hat Er nicht wissen können."

Der Kaiser schaute vieldeutig lächelnd auf sein Gefolge, er gab ihm damit zu verstehen, was noch anderes auf ihn und sein Reich Anwendbares damit gesagt sein könne.

Und nun ging's wieder vorwärts, aber bald kam der Pflug aus dem Geleise. Der Kaiser wollte ihn halten, wollte einlenken und eindrücken, aber die Pferde waren im Gang, und der Pflug strich, kaum eine Ritze machend, über die Stoppeln, und schleppte den mit aller Kraft mühselig anstemmenden Kaiser nach, bis wiederum inne gehalten wurde.

„Warum schreit Ihr so auf Eure Pferde hinein?" fragte der Kaiser.

„Das muß sein," lautete die Antwort. „Das Vieh schläft ein, wenn man's nicht immer merken läßt, daß Jemand hinter ihm drein ist, der's weckt."

Dießmal lächelte der Kaiser in sich hinein, und auch Viele aus seiner Umgebung thaten es.

Der Kaiser übergab dem Bauer den Pflug, und dieser zeigte ihm nun, wie man nur die gleichmäßige Richtung halten müsse, und daß die Pferde von selbst die Hauptsache thun, und wie diese Arbeit, zumal heute, nachdem es in der vorigen Nacht geregnet hatte, fast die leichteste von allen Feldarbeiten sei.

Bei der Wendung übernahm der Kaiser nochmals den Pflug, und jetzt nickte der Bauer oft, und sagte: „Er ist gelehrig," denn der Kaiser zog ebenmäßig die Furche von dem einen Ende des Ackers bis zum andern. Aber nicht sowohl von der äußern Anstrengung als von der zusammengenommenen Aufmerksamkeit, die eine innere Anstrengung ist, rann dem Kaiser der Schweiß von der Stirn; er trocknete ihn ab und sagte: „Das ist der freudigste Schweiß."

„Ja," lachte der Bauer, „wenn man's zum Spaß thut, kann's sein, aber wenn man's das ganze Jahr thun muß, und noch dazu fünf Tage Robot für den Herrn, da geht's anders. Aber jetzt ist's doch schön, jetzt hat doch einmal ein hoher Herr für mich gearbeitet. Darf ich nun fragen, wer Er ist?"

„Später will ich's Euch selbst sagen," antwortete der

Kaiser, und er ließ sich nun genau die Verhältnisse der Hörigkeit auseinandersetzen.

„Und weiß Er, guter Herr," fragte der Bauer zuletzt, „was der größte Schaden ist, den der Fröhner leidet?"

„Daß er nie zur Selbständigkeit kommt, nie zu seiner freien Menschenwürde."

„Da hat er über's Ziel hinausgeschossen," erwiderte der Bauer selbstzufrieden und pfiffig lächelnd, dann aber verfinsterten sich seine Mienen wieder, indem er fortfuhr: „Der größte Schaden ist nicht blos, daß man nicht zur rechten Zeit an die rechte Arbeit und an die eigene kommt, sondern noch mehr, daß man überhaupt gar nicht mehr dazu kommen kann: daß man durch Frohnen das Arbeiten verlernt. Man gewöhnt in der Frohne sich und sein Vieh und Geschirr an Scheinarbeit, an verdeckten Müßiggang; und wenn's dann ans eigene rechte Geschäft geht, kann man nicht mehr, das Vieh will nicht, und selber hat man auch verlernt, sich anzustrengen."

Unwillkürlich sagte hierauf der Kaiser, daß er nicht ablassen wolle, bis er die Bauern frei gemacht habe.

Der Ackersmann merkte schon, daß er mit einem vornehmen Mann zu thun habe, und mit pfiffig schlauer Weise treuherzig polternd legte er nun alle Mißstände der Gutsherrnunterthänigkeit auseinander, und sagte zuletzt: „Er scheint mir ein großer Herr, wenn Er unsern guten Kaiser Joseph einmal sieht, bericht' Er ihm doch das Alles."

„Meint Ihr, daß der Kaiser helfen kann?"

„Nein, nicht ganz, aber doch ein gut Stück; er soll nur

sich nicht irr und nicht abwendig machen lassen, wenn man ihm einreden will, daß das nicht geht."

„Glaubt Ihr, daß man ihm abredet?"

„Rathet mir gut, aber rathet mir nicht ab, hat jene Braut gesagt. Das sollte der Kaiser bei seinen guten Vorsätzen auch so machen. Er ist ein Mensch nach dem Herzen Gottes, aber doch nur ein Mensch, und er hat verdorbenes Zugvieh und schlechtes Geschirr. Er ist zu gut, er meint: Jeder sei so wie er; aber das ist nicht. Er hält alle Menschen für Seinesgleichen, aber sie sind nicht Seinesgleichen. Sie verderben ihm seine Gutthaten, sobald er den Rücken wendet. Er kann ja nicht überall sein, aber Eines möcht' ich ihm noch sagen lassen: er sollte sich doch mehr schonen, daß wir recht lang, lang an ihm haben, und er soll nur scharf darauf losgehen. Morgen ist Montag, hat jener Bauer gesagt, und hat sein Heu am hellen Sonntag gemacht."

„Ihr liebt also den Kaiser, trotzdem er noch wenig für Euch gethan?"

„Jedes Kind weiß, wie gutherzig er ist, und wenn ich einmal seine Hand küssen dürfte, ich hätte genug gelebt."

Dem Kaiser standen Thränen in den Augen, er faßte die schwielige Hand des Bauern, und sagte: „Ich bin Joseph, Euer Kaiser,"

„O barmherziger Gott!" rief der Bauer, und fiel in die Kniee, und alle Anwesenden entblößten unwillkürlich das Haupt, ergriffen von der reinsten Offenbarung der Liebe zwischen Volk und Fürst.

„Steht auf," sagte der Kaiser, „man darf vor Niemand

knieen als vor Gott, und Ihr selbst habt ja gesagt, ich sei nur ein Mensch, wenn auch ein leidlich guter. Ja, lieber Mann, wie ich hier Eure Hand halte, so möchte ich die Hand Eures ganzen, vor Allen ehrenhaften Standes halten, und Euch sagen: bewahret mir Eure Liebe, wie ich Euch die meine, und helft mir, Euch glücklich machen, und mich durch Euch; und diese Furche, die ich hier gezogen, soll ein Sinnbild sein meiner Wohlachtung für Euern Stand und meines Dichtens und Trachtens für Euch. Gedenket mein, wenn ich auch nicht mehr bin."

„Nein," rief der Bauer, „unser Herrgott wird ein Wunder thun so Einem wie Ihr . . . wie unser . . . wie der Kaiser ist, so Einem muß er das Leben zehnfach verlängern zum Heil der Welt."

„Lebt wohl!" rief der Kaiser, dem Bauer nochmals die Hand schüttelnd; er konnte vor Rührung kein weiteres Wort hervorbringen, er schritt nach dem Wagen, stieg ein, und — fort rasselte der ganze Zug.

Der Bauer stand auf seinem Acker, und hielt die beiden Hände über dem Kopf ineinander gefaltet, als müsse er den schwindelnden halten; er wagte es lange nicht aufzuschauen, bis er endlich das blinkende Geschirr nur noch in der Ferne erschaute. Es war ihm wie den Erzvätern in der Bibel, denen im freien Feld eine Himmelserscheinung genaht war, und jetzt war Alles plötzlich wie früher: da die Pferde, der Pflug, der Acker, die Bäume, die Straße.

Erst als von den Nachbaräckern Andere herbeikamen, die von fern gesehen hatten, was geschehen war, wurde ihm Alles

wieder erinnerlich. Und wie ein Traum war's ihm, als er sich von den Nachbarn in das Dorf zurückgeleiten ließ.

Hier erregte die Kunde von dem was geschehen war große Unruhe. Jeder rannte zum Nachbar und verkündete ihm was sich ereignet, und zuletzt wußte Niemand mehr wer es dem Andern zuerst gesagt.

Alles lief hin und her, ja man vergaß eine Weile, daß jetzt Essenszeit sei, es war wie wenn ein Wirbelwind plötzlich Alles aus dem Geleise gebracht hätte.

Indeß auf jede noch so hochgehende Aufregung folgt Ermüdung und Abkühlung.

Die Stube des alten Bauern, der Wenzel hieß und einer der Gescheidtesten im Dorfe war, füllte sich mit Männern und Frauen, und hätten sie nicht selber gesehen, wie der Kaiser mit seinem Gefolge durch das Dorf gefahren war, und besonders freundlich genickt hatte, sie hätten wiederum Alles für Traum und Täuschung gehalten.

Der Spaßmacher des Dorfes, man hieß ihn nur den Finessensepperl, erweckte aber bald eine andere Stimmung.

„Hat dir denn der Kaiser nichts geschenkt?“ fragte er.

„Nein!“

„Tausend Dukaten hätten ihm nichts geschadet, er führt ja immer, wie man sagt, eine große Kasse bei sich; aber wenn du mit mir thust, will ich dir noch mehr als tausend Dukaten verdienen helfen. Deine beiden Rosse und deinen Pflug, und dich wie du da gehst und stehst, thue ich in einen Glaskasten, und lasse dich in ganz Oesterreich von Ort zu Ort für Geld sehen, und lasse noch eine Tafel dazu malen, worauf der Kaiser

von Kopf bis Fuß in Gold und seine Hofleute in Tombak abgemalt sind, und ein Lied will ich auch schon dazu drechseln, und das singen wir mit einander, und dann muß dich der Kaiser adeln, und du heißest Graf von Pflugfeld, und du baust dir ein Schloß, und ich bin dein Hofnarr."

So suchte der Finessensepperl Alles ins Spaßhafte zu ziehen, aber es gelang ihm nicht ganz.

Der Richter des Ortes, innerlich verdrossen, daß nicht ihm diese Ehre widerfahren sei, wollte doch auch sein Theil davon haben, und sagte: „Das darf nicht verloren gehen, das muß fest bleiben für unsern Ort, und daß ihr's wisset, ich bin der Erste, der's gesagt hat: für diese Sache muß ein Denkzeichen gestiftet werden. Laßt mich nur machen, ich werde euch schon morgen sagen was. Und dann ist unser Ort der erste im ganzen Kaiserreich."

Dieser Vorschlag, so allgemein und unbestimmt er auch noch war, brachte doch eine gewisse Beruhigung über Alle; denn es giebt in der Unstetigkeit oder in der Aufregung, die ein unverhofftes Ereigniß mit sich führt, nichts Befriedigenderes, nichts was mehr beschwichtigt, als die Aussicht, daß man nun noch Etwas zu thun habe, wodurch man selbstarbeitend das gleichsam zugeflogene Glück festbanne.

Wie ein Held, dem ein großer Sieg gelungen, ging Wenzel durch das Dorf, und bei aller Lobeserhebung und Bewunderung, die ihm ward, sagte er seltsamer Weise immer: „Wenn ich nur wieder essen könnte! Ich habe seit heute Morgen keinen Bissen über die Lippen gebracht, und ich meine,

ich wäre jetzt für mein Leben lang satt, und ich hätte mein letztes Brod gegessen, und muß sterben."

Das gab sich indeß bald wieder, denn beim Pfarrer, zu dem jetzt Alles eilte, trank Wenzel ein Glas Wein auf das Wohl des Kaisers, und gleich darauf stellte sich der natürliche Hunger wieder bei ihm ein, den er alsbald mit einem Halbpfund Käse und mit einem dreipfündigen Laib Brod stillte.

Bei dieser Thätigkeit hörte Wenzel nochmals zu, wie man Alles erzählte, und nahm es fast selbst für Wahrheit, als man hinzufügte: der Kaiser habe ihn aufgefordert, er möge ihn bald einmal in Wien besuchen.

Es war gut, daß alles dies am Samstag Nachmittag geschehen war, denn der Sonntag gab arbeitsledige Zeit, um Alles noch einmal zu besprechen.

Der Pfarrer im Dorf, ein aus dem Kloster entfernter Ordensgeistlicher, war eigentlich im Grund des Herzens dem Kaiser feind, denn dieser hatte durch Aufhebung von 700 Klöstern mit 36,000 Ordensleuten viele Gemüther gegen sich aufgeregt. Freilich blieben noch 1324 Klöster, und darunter die reichsten, mit 27,000 Mönchen und Nonnen, aber das wurde ihm nicht zu gut gerechnet, vielmehr regte sich ein stiller und weitverbreiteter Aufruhr, weil Joseph alle geistlichen Verordnungen der vorgängigen Bestätigung durch die weltlichen Gerichte unterwarf, und so der geistlichen Herrschergewalt Einhalt that, andrerseits aber durch Anerkennung jeder Religionsform aller Ausschließlichkeit den Krieg erklärte.

Der Pfarrer durfte indeß überhaupt, und jetzt besonders nicht, offen bekennen, wie er dem Kaiser gesinnt sei; vielmehr

floß sein Mund über von salbungsvollen Reden, wie sehr er den Kaiser verehre.

Nach der Kirche sagte der Ortsrichter, daß der Gedanke von ihm sei, in Wahrheit aber war er vom Pfarrer eingeflößt: man müsse auf der Stelle, wo der Kaiser gepflügt hatte, zum ewigen Andenken eine Capelle erbauen. Es ist nicht zu bös gedacht, wenn man annimmt, daß der Pfarrer mit diesem Vorschlag die hochgehende Begeisterung seiner Gemeinde ins Gegentheil zu verkehren hoffte; denn er wußte wohl, daß der Kaiser solchen Huldigungen nicht hold war, und wenn er nun — wie zu erwarten stand — den Vorschlag verwarf, so war damit das Andenken an seinen Edelsinn ausgelöscht und dieser in Ketzerei verwandelt.

Mit doppelter Emsigkeit wurde nun die Herbstarbeit vollendet, denn die angesehensten Männer des Dorfes hatten sich bereit erklärt, nach Wien zum Kaiser zu gehen und ihm ihren Dank auszudrücken und zu erklären, was für ein Erinnerungszeichen sie dafür stiften wollten.

Die Annahme, daß der Kaiser den Wenzel ersucht habe, zu ihm nach Wien zu kommen, galt immer mehr als fest und wahrheitsgetreu, und Wenzel wußte nichts dagegen zu thun. Manchmal wollte er Einrede erheben, aber er wurde bald mit seiner zu großen Bescheidenheit zurückgewiesen, und wie das so geht, man läßt sich eine ruhmvolle Andichtung nach und nach gefallen und glaubt am Ende fast selbst daran.

Dennoch, als gegen Mitte Oktobers der vierspännige Wagen mit der Deputation und in ihrer Mitte der Pflug, mit Bändern und Blumen geschmückt, abfuhr, und als dabei

Alles voll Jubel war, wie wenn der Wagen mit Dukaten beladen wieder zurückkommen müsse, da war das Antlitz Wenzels, der doch als Held und Mittelpunkt von Allem galt, am wenigsten fröhlich; ja er sah mißmuthig darein, und die Anderen redeten ihm zu und erklärten ihm: das sei das Bangen vor der großen Freude und Ehre, die ihm zu Theil werde, und er solle sich doch ein Herz fassen und sein Glück recht und vollauf genießen.

Wenzel nickte ohne zu antworten, und wenn man überall, wo man einkehrte, ruhmredig erzählte, daß man, vom Kaiser beschieden, zu ihm reise, war Wenzel allein still dabei. Endlich, als man in Wagram anhielt und sich noch einmal mit einem guten Trunk stärkte, weil man nun gleich geraden Weges in die Burg fahren wollte, widerrieth Wenzel dieses und sagte: man müsse sich zuerst vom Hofmarschall oder einem andern Bedienten anmelden lassen. Dagegen wehrte sich Alles, man wollte geraden Weges in die Burg fahren und hinauf zum Kaiser.

Nun erklärte Wenzel mit Zittern, wie es nicht wahr sei, daß ihn der Kaiser zu sich beordert habe; er habe sich das so einreden lassen, er selber habe es nie gesagt, und darum müsse man sich jetzt zuerst anmelden lassen und um eine Audienz bitten. Da ging ein Schreien und Toben über den Wenzel los: „Du hast uns alle betrogen. Es ist Alles nicht wahr. Jetzt zeigt es sich, daß du ein Lügner und Erzschelm bist. Man darf dir gar nichts glauben." Der gute Mann, auf den noch vor einer Stunde Alle stolz waren, und sich durch Zuthulichkeit beeiferten ein möglichst großes Theil seines

Ruhmes zu gewinnen, der war jetzt auf einmal Gegenstand der Verachtung und des Spottes, ja es wäre noch mehr geschehen, wenn nicht der Richter Einhalt gethan hätte. Wenzel betheuerte unter Thränen, daß alles Uebrige wahr sei, nur die Einladung nicht. Wieder wußte der Richter eine Aushülfe, denn er war einmal darauf versessen seinen großen Plan auszuführen, und er erklärte: daß, wenn der Kaiser auch nicht ausdrücklich eingeladen habe, es doch stillschweigend geschehen sei, und im Gegentheil, er würde es noch besser aufnehmen, wenn er sähe, daß man auch das verstünde was er nicht gesagt habe.

Nun war wieder Ruhe und Friede, und aller Ruhm fiel dem Richter zu; der war's ja, der den Kaiser verstanden hatte ohne dabei gewesen zu sein, und nicht der dumme Wenzel. Was kann der wissen? Es ist nur gut, daß der Kaiser sieht, wie nicht alle Bauern so dumm sind, wie der Wenzel, daß es im Gegentheil auch noch gescheidte giebt.

So fuhren sie nun mit erneuerter Freude und hochgeschwellten Erwartungen der Hauptstadt zu. Jeder wußte etwas beizutragen und sich dessen zu berühmen, daß er auch Theil habe an dem feinen Verständniß des Kaisers ja der Finessensepperl sagte, daß er ehrlich bekennen müsse, er habe dem Wenzel die Einladung eingeredet, denn er habe es ihm zutheilen wollen, daß er den gescheidten Gedanken gehabt habe, jetzt aber nehme er ihn für sich in Anspruch.

Als man des Stephansthurms ansichtig wurde, schwenkten Alle die Hüte und riefen dem Kaiser ein Hoch! Nur Wenzel saß still und faltete die Hände.

Richtig fuhr der vierspännige Wagen durch das Burgthor, hielt an, und der Richter fragte die Wache: wo der Kaiser sei, sie wollten ihn sprechen. Dem Kaiser ward der seltsame Aufzug bald gemeldet, und er hieß die Bauern eintreten. Sie wurden in ein großes Zimmer geführt und eine Weile allein gelassen. Sie wagten es nicht, hier mit einander zu reden und zupften nur einander, und jetzt drängten sie den Wenzel vor. Jetzt überließen sie ihm wieder zuerst die Ehre.

Wenzel schaute immer unter sich, er meinte stets: er wäre in einer Wunderwelt, und der Boden müßte einsinken und die Decke einfallen. Auf seinem Acker hatte er frei und herzhaft mit dem Kaiser gesprochen, aber hier — er spürte es, steckte ihm wie ein Zapfen im Hals, und der Hut zitterte ihm in der Hand, so fest er auch die Krempe hielt.

Es öffnete sich nicht Schloß noch Riegel, aus einem rothsammtnen Thürvorhange trat plötzlich der Kaiser hervor.

„Grüß' euch Gott! Was wünscht ihr?" rief der Kaiser zutraulich.

Keine Antwort. Von allen Seiten fühlte sich Wenzel gestoßen und gezupft. Das war aber noch nichts gegen die Angst, die ihm den Hals zuschnürte, endlich stotterte er hervor: „Ich bin der Wenzel von Slawikowitz."

„Und was ist Euer Begehr."

„Der Pflug . . . Der Herr Kaiser Majestät . . ."

„Ich verstehe Euch nicht. Was wünscht Ihr? Redet ohne Furcht, ich liebe es, wenn man frei zu mir spricht. Setzt Euch hier, alter Mann, Ihr scheint mir müde."

Wenzel setzte sich auf den seidenüberzogenen gepolsterten

Stuhl und seufzte schwer. Nun nahm der Richter das Wort und sagte: „Das ist der Mann, dem der Herr Kaiser Majestät den Pflug abgenommen.“

„Ah!“ fiel der Kaiser ein, „jetzt erinnere ich mich; verzeiht, daß ich Euch nicht alsbald erkannte.“

„O nein! nein!“ rief Wenzel, „das darf nicht sein. Was hat der Kaiser mich um Verzeihung zu bitten? Es ist ja grundgütig, daß er noch daran denkt; wie soll er mich noch kennen, da ihm derzeit tausend und tausend Menschen vorgekommen sind?“

„Und nun,“ sagte hierauf der Kaiser. „Was ist euer Wunsch? Was führt euch zu mir hierher?“

„Wir haben drunten auf unserm Wagen,“ nahm der Richter wieder das Wort, „dem Herrn Kaiser Majestät den Pflug hergebracht, dem so große Ehre geschehen ist.“

„Ich danke,“ erwiderte der Kaiser, „aber fragt nur den Wenzel selber, ich bin ein Stümper in der Feldarbeit. Ich danke euch, ich erkenne euern freundlichen Sinn, wenn ich auch eure Gabe nicht annehmen kann. Ich kann in meinen Staatsgeschäften keinen Pflug brauchen. Wollte Gott, die Zeit der Verheißung wäre da, wo man alle Schwerter in Pflugscharen verwandelt! Ihr müßt den Pflug wieder mit nehmen, er würde bei mir nur faullenzen und einrosten; aber ich danke euch für euern guten Willen. Ich erkenne ihn.

Der Kaiser machte eine Bewegung als wollte er sich wenden, da rief der Richter muthig:

„Wir haben noch eine Bitte. Der Herr Kaiser Majestät wolle uns gestatten, daß wir zum ewigen Andenken ein

Kapelle auf den Acker bauen, wo der Herr Kaiser Majestät gepflügt hat!“

„Warum redet Ihr nicht, Wenzel? Ihr könnt es doch? Ist das Euer Wunsch?“

„Nein, ich bin nicht so . . . Der Plan geht von dem Herrn Pfarrer oder nein, von unserm Richter da aus.“

„Und ich,“ sagte der Kaiser, „mißbillige den Plan durchaus, sei er nun von eurem Pfarrer oder eurem Richter. Ihr guten Leuten, zu welchen Irrthümern laßt ihr euch verleiten! Saget eurem Pfarrer, daß er euch um ein paar tausend Jahre zurück und zu Heiden verwandelt. Eine Ackerfrucht, die die Bedürftigen nähren sollte, als Opfer auf dem Altar aufgehen zu lassen, das ist echtes Heidenthum; aber einen Acker bestellen, daß Gottes Segen treu darin walte, daß die Halme aufsprießen und Sonne und Regen trinken und die Menschen nähren: das ist ein Gottesdienst, dem keiner gleichkommt, das ist die Arbeit, der heiligen Natur dienend, ihr helfend, fördernd, daß sie die Segensfrucht hervorbringe. Was wollt ihr diesem Fleck Erde seine heilige, von Gott gesetzte Bestimmung rauben? Ihr könnt ja beten in eurer Kirche und könnt beten auf eurem Felde, und das beste Gebet ist ein redliches Denken und ein rechtschaffen Handeln; welche Gebräuche dabei sein mögen, das ist Nebensache. Nein, der Acker soll bleiben und Frucht tragen für kommende Geschlechter, wenn ich nicht mehr bin und wiederum zu Staub geworden ist, was vom Staube genommen. Und ihr lieben Leute, ihr sollt mir kein Zeichen stellen an den Acker, daß man ihn kenne. Laßt mich dünken, daß ich eine Furche gezogen durch mein ganzes schönes Land,

daß die reife Frucht der Menschenliebe, der Wohlthätigkeit und Friedfertigkeit zur Sättigung Aller, die deren bedürfen, daraus hervorsprieße. O könnte ich nur auch den Boden des Denkens neu bestellen. Aber ihr hattet Unrecht, Wenzel: ich habe freilich den Pflug zu tief eingedrückt, daß schlechter Boden heraufgekommen ist, aber noch nicht tief genug, denn tief unterm schlechten Boden liegt wiederum fruchtreicher, ausgeruhter; ich fürchte nur, ich bin zu schwach, meine Hand ist nicht kräftig genug, ihn heraufzubringen. Genug ihr lieben Leute, thue Jeder auf seinem Acker seine Pflicht, und das andere sei Gott befohlen; aber das sage ich euch noch einmal: kein Zeichen, kein Merkmal, Nichts. Behaltet es in Erinnerung, nicht wie und wo, sondern einzig, daß ich eure Thätigkeit ehre und hochhalte und euch gerne helfen möchte, Allen in meinem ganzen Reiche. Nehmt den Pflug nur wieder mit und laßt ihn fleißig sein bis er stumpf ist und, wie wir, in eine neue Schmiede kommt. Nochmals meinen Dank, ihr guten Leute. Hier noch einmal meine Hand, Wenzel. Denkt an mich wie ich an Euch! Lebt wohl! Gott befohlen."

Und verschwunden war der Kaiser wiederum hinter dem Vorhang. —

Ehe die Bauern die Burg verließen, wurden sie auf Befehl des Kaisers mit Speise und Trank bewirthet, aber es war wiederum seltsam, es mundete Niemand als dem Wenzel; und so oft er ein Glas von dem heißblütigen Vöslauer an den Mund führte, schaute er sich um, als grüßte er Jemand, und dann trank er mäßig und bedächtig.

Die Heimfahrt war nicht so fröhlich als der Auszug, nur

die Wangen Wenzels brannten wie die eines Jünglings am Hochzeitsmorgen.

Man brachte den Pflug wieder zurück, und er wurde wenig geachtet wie Wenzel auch, ja man spöttelte über diesen und nannte ihn den alten Kaiserpflüger.

Im Dorf sagte man erst leise und heimlich, dann aber immer lauter, der Kaiser sei ein Gottesläugner und Religionsverächter; er habe gesagt: man brauche gar keine Kirche und man solle nur seine neue Heilige verehren und die heiße Natur und die steht doch in keinem Kalender.

Es läßt sich leicht errathen, aus welcher Quelle diese Meinungen und Reden kamen.

Nur Wenzel betete jeden Morgen für den Kaiser; und als gegen Ende Februars 1790 die Nachricht vom Tode des Kaisers kam und allerlei Gerüchte darüber gingen, sagte Wenzel: „Es ist dummes Geschwätz, daß dem Kaiser an Leib und Leben ein Leid geschehen sei. Er ist in anderer Weise vergiftet worden; aber mit keinem Gift, das man aus der Apotheke bekommt, sondern aus den Herzen der Menschen, und dieses Gift heißt: Undank und Verleumdung. Man hat ihm sein gutes großes Herz gekränkt, und er hat da und dort widerrufen, was er in bester Absicht wollte, weil er Niemand kränken mochte; aber ihn kränkten Alle, und so ist er gestorben."

Wenige Monate nach dem Tode des Kaisers begrub man auch den Kaiserpflüger Wenzel.

* * *

Die Nachwelt hat es doch nicht dabei gelassen, daß die That des Kaisers, die aus anspruchloser Herzensregung hervorgegangen, ohne Denkmal blieb; auf der Straße zwischen Austerlitz und Raußnitz ist am Wege ein Denkmal errichtet zur Erinnerung an das Pflügen Kaiser Josephs. Die Furche aber, die er gezogen durch das Herz des Volkes, ist nirgends mehr äußerlich kenntlich, und dennoch wird sie Frucht bringen zum Heile des Vaterlandes und der Menschheit.

2. Der Kuß des Kaisers.

„Der Kaiser kommt morgen durch unsern Ort," sagte eines Abends nach dem gemeinsamen Nachtgebete der jüdische Gemeindevorsteher Isaak zu dem Rabbinen. Dieser kraute behaglich in seinem langen weißen Barte, der ihm bis auf die Brust herabhing, und murmelte vor sich hin: „Gesegnet sei er!" „Amen!" fuhr Isaak fort. „Aber wir sollten doch etwas veranstalten, ihn zu begrüßen. Es thut Jedem, und wenn er noch so hoch steht, wohl, wenn er sieht, wie man ihn in Wahrheit liebt; und gerade weil uns vom Amt nichts befohlen und nichts angesagt ist, muß der Kaiser sehen, daß es von freien Stücken geschieht. Der Pfarrer und der Ortsrichter, Männer und Frauen und Kinder gehen ihm entgegen, und sie haben draußen an der Gemarkung eine Ehrenpforte gebaut. Ich kann's nicht wagen, den Vorschlag zu machen, daß wir

auch dabei sein dürften, aus zwei Gründen nicht, denn erstlich weiß ich im voraus, sie weisen uns ab . . ."

„Dann könnt Ihr den zweiten Grund in Rauch hängen!" sagte der Gemeindediener, Tobias Heubauch genannt, weil er der Sage nach einst, um sich ein Ansehen zu geben, sich mit Heu ausgefüttert hatte, versteht sich nur äußerlich. Alles lachte nur leise, denn man wagte es nicht laut im Beisein des ehrwürdigen und strengen Rabbinen, den noch Niemand hatte lachen sehen. Auch der Vorsteher lächelte, und fuhr fort:

„Und wenn sie's uns auch gewähren würden, wer wollte dabei sein, wo man nichts als Schimpf und Spott auszustehen hat? Was sollen wir nun machen?"

Der Rabbine faßte den Zipfel seines Bartes fest in die Faust; das war ein Zeichen, daß er reden wollte, und Alle hörten still zu, da er begann:

„Die Gemeinde kommt morgen früh in Feiertagskleidern in die Synagoge und dann wird sich Alles zeigen."

Der Rabbine schlug ein großes Buch auf, und legte die rechte Hand hinein, zum Zeichen, daß die Gemeinde sich entfernen sollte. Denn er wollte jetzt wieder seine gewöhnliche Thätigkeit fortsetzen, die nur in abwechselndem Beten und Studiren bestand.

Am andern Morgen ging Keiner mit seinem Quersack über Land, denn heute war ein Festtag. In der Synagoge an der östlichen Wand war Tobias beschäftigt, den Gesetzesrollen, die hier standen, sammtne und brokatne Umhüllungen zu geben. An je zwei Doppelstäben sind hier die großen Pergamente zusammengerollt; denn es ist alte Satzung, daß das

Gesetz Mosis nicht aus einem gedruckten Buche, sondern aus geschriebenen Pergamentrollen in der Synagoge vorgelesen wird, und diese Rollen kommen nie hinaus in das freie Sonnenlicht, außer an dem Tage, da unter Gesängen und Gebeten von einer Familie eine neue Gesetzesrolle in die Synagoge gestiftet wird.

Nachdem mehrere Psalmen abgesungen waren, wurden die Rollen allesammt hinausgetragen auf die Straße; dort stellten sich die Träger auf, in ihrer Mitte der Rabbine, dessen Gesetzesrolle an den obern Enden der Stäbe mit flimmernden silbernen Kronen geschmückt war. Auch die ganze Gemeinde stellte sich auf, hier im Innern des Dorfes, als bereits die Glocken von der Kirche zu läuten begannen, verkündend, daß die kaiserlichen Wagen an der Gemarkung angelangt waren.

Auf der Freitreppe am Hause des Gemeindevorstehers Isaak, das der Synagoge gegenüber lag, hatten sich die jüdischen Frauen und Mädchen versammelt; Eine suchte sich hinter der Andern zu verstecken, um nicht gesehen zu werden, und dennoch wiederum drängte sich Jede vor, um gut zu sehen.

Ein Hochrufen, aus dem besonders die hellen Kinderstimmen hervorklangen, ward vernehmbar. Jetzt kam ein Wagen mit zwei Männern in glänzenden Uniformen; er rasselte vorüber, ehe man noch Zeit hatte, den Mund aufzuthun. Es entstand ein bedauerliches Murren, daß der Kaiser so stolz und zornig vorüber gerasselt sei, und nicht einmal gegrüßt habe, und man stritt eben noch darüber, ob der zur rechten oder der zur linken Seite der Kaiser gewesen sei, als wiederum ein Wagen nahte. Aber jetzt ganz langsam und im Schritt.

Nein, das war der Kaiser, und der Rabbine hob die Gesetzesrollen hoch, und betete mit lauter Stimme, und die ganze Gemeinde sprach ihm nach:

„Gelobt seist du Jehovah unser Gott, König der Welt, der von Seiner Majestät Theil gegeben hat einem Menschen von Fleisch und Blut!“

Der Kaiser ließ still halten und sich diese in ebräischer Sprache gesprochenen Worte, die ein vorgeschriebener Segensspruch beim Anblick eines Fürsten sind, ins Deutsche übersetzen. Er nickte zufrieden, und sagte dann:

„Ich muß es auch Euch sagen, daß ich diese Ehrenbezeigungen nicht liebe; ich reise durch mein Land, um euch arbeiten zu sehen, nicht um euch zum Müßiggehen zu veranlassen. Freilich, ihr Juden habt noch wenig nutzbringende Gewerbe, obgleich ich euren Kleinhandel nicht so verwerfe, wie Andere thun: er belebt den Verkehr. Aber ihr sollt euch dran halten, mehr stetige, minder auf List und Trug abgesehene Thätigkeit zu erwerben. Meine Gesetze sollen euch darin schützen. Daß Jeder nach seiner Façon selig werde, darüber kann ich keine Bestimmungen treffen, aber ich will, daß Jeder nach seiner Fähigkeit glücklich werde; dafür will ich sorgen nach Kräften, und ich habe auch an euch gedacht.. Ihr habt viele Jahrhunderte Schmach und Elend erduldet, das soll nun ein Ende haben, in meinen Landen wenigstens; ihr sollt mir dann auf keinen Messias mehr hoffen, als auf den redlichen Lohn redlicher Arbeit.“

Der Kaiser ließ sich nun die Beschaffenheit der Gesetzesrollen erklären, und wiederholte nochmals, daß er keinen bür-

gerlichen Unterschied wegen Glaubensansichten bestehen lassen wolle.

„Ist es wahr," fragte er dann den Rabbinen, „daß ihr euch noch für das auserwählte Volk haltet, und alle Anderen geringschätzet, weil sie nicht eures Glaubens sind?"

„Hoher Herr!" erwiderte der Rabbi, „unser Gesetz ist nur für den verbindlich, der als Jude geboren ist; wir suchen nie einen Andern zu bekehren. Wäre es nun nicht vernunftwidrig und gotteslästerlich, wenn wir Einen geringschätzen wollten, der seinem eigenen Gesetze nachlebt, und unseres nicht will, das auch ihn nicht will?"

Der Kaiser nickte zufrieden, und sagte: „Ich liebe die Treue, sie ist die höchste Tugend. Ihr habt sie unter tausendjährigen Martern bewährt."

Schon war er im Begriff, das Zeichen zum Aufbruch zu geben, als bei einer Wendung sein Blick auf die Freitreppe und die versammelten Frauen und Mädchen fiel. Er stieg aus, und auf die Treppe zuschreitend sagte er: „Und ihr, habt ihr kein Wort und kein Zeichen der Huldigung für mich?"

Es läßt sich nicht beschreiben, welch ein Gedränge auf der Treppe war bei dieser Anrede. Viele drängten ins Haus hinein, und überstürzten einander; Andere fielen gerade auf den Boden nieder und versteckten sich, und wieder Andere verhüllten mit den Schürzen ihr Angesicht. Nur ein Mädchen, das jetzt zuvorderst stand, blieb frei und unbeweglich, aber ihre geschwellten Lippen zuckten, aus ihren braunen Augen sprach eine seltsame innere Bewegung. Jetzt öffnete die Jungfrau den Mund, und sagte:

„Die höchste Verehrung hat kein Wort!"

„Du verstehst zu schmeicheln," erwiderte der Kaiser lächelnd.

„Man schmeichelt der Sonne nicht, wenn man ihr still dankt, daß sie ihr Licht über alle Geschöpfe ausgießt."

„Wie heißest du?"

„Dina."

„Und dein Vater?"

„Ich, hoher Herr," sagte Isaak der Vorsteher.

„Ich habe einen Wunsch an dich, Dina," sagte der Kaiser. „Zum Zeichen, daß ich dein Volk, das Jahrtausende lang mißhandelte und verachtete Volk, werthschätze und liebe, zum Zeichen dessen laß mich dir einen Kuß geben. Ich will ihn dir nicht rauben; willst du?"

„Ich will!" sagte die Jungfrau, und ihr ganzes Gesicht leuchtete wie ihre Augen.

Und der Kaiser neigte sich zu ihr und küßte sie auf den Mund.

Und jetzt stand er mit niedergeschlagenen Augen, und das Mädchen blickte frei umher.

„Du scheinst mir spröde und herb," sagte der Kaiser endlich, „wie kommt es, daß du mir so leicht willfahrtest?"

„Weil ich nicht den Mann, nicht den Menschen, sondern die Gnade des Kaisers geküßt habe."

„Ich danke dir," sagte der Kaiser scherzend, „du unterscheidest fein zwischen Küssen. Du bist wohl schon verlobt?"

„Ja!"

Alle Anwesenden sahen staunend umher, aber aus den versammelten Männern drängte sich jetzt ein hochgewachsener,

schlanker junger Mann mit gekrausten, schwarzen Haaren und edlen, blühenden Gesichtszügen.

„Und wo ist dein Verlobter?“ fragte der Kaiser.

„Der dort,“ rief das Mädchen, die Hand ausstreckend, und der junge Mann wollte vorwärts schreiten, aber er war wie festgewurzelt.

„Wann heirathest du?“ fragte der Kaiser wieder.

„Wann es die Kaiserliche Majestät erlaubt!“

„Ich? Warum ich?“

„Weil man ihm das Niederlassungsrecht verweigert. Es soll ja nach altem Gesetz die Zahl der Familien nicht vermehrt werden, sie soll dieselbe bleiben, und mein Bräutigam hat schon einen verheiratheten Bruder.“

„Mädchen! Du erinnerst mich an eine Bestimmung, die uns zweifeln macht, ob die Gesetze von Menschen oder von Teufeln gegeben sind. Doch sprich! Ist dein Bräutigam auch ein Trödeljude? Ich mag nicht glauben, daß du deine Hand einem Menschen gebest, der sich mit Schachern und Trödeln abgiebt, und ehrvergessen sich überall verspotten läßt, nur um einen Gewinn zu erhaschen.“

„Das eben ist's,“ sagte das Mädchen. „Mein Bräutigam ist ein Gerber. Er hat das Handwerk im Ausland erlernen müssen, weil ihn hier kein Meister annahm, und jetzt schließt ihn die Zunft aus, und verwehrt ihm sein Handwerk zu treiben.“

„Und ich gestatte es ihm hiemit,“ sagte der Kaiser, und fuhr dann lächelnd fort: „Ich habe es viel lieber, ihr zieht den Ochsen die Häute ab und gerbt sie, als daß ihr mit ehrlosem Schacher den Bauern die Haut abzieht. Ich will euch

schützen in allem rechtschaffenen Thun, und ihr sollt daran denken, daß ich einen Namen aus eurem alten Testamente habe, daß ich Joseph heiße. Ich begrüße hier eure Gesetzesrollen," schloß der Kaiser, sein Haupt entblößend, „ich ziehe den Hut ab vor jedem fremden Heiligthum, das in Wahrheit verehrt wird und keinen Menschen mit Haß verfolgt, weil er nicht das Gleiche in gleicher Weise liebt. Der Religionshaß soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt sein, die ich dafür habe. Haltet an eurem Gesetz, und macht euch immer mehr fähig, dessen theilhaftig zu werden, was ich für mein ganzes Volk ohne Unterschied im Herzen hege."

Der Kaiser stieg in den Wagen, und fast wären die Versammelten unter die nachfolgenden Wagen gekommen, denn so rannte Alles in tollem Wirrwarr durcheinander.

Nur Dina hatte sich auf die Treppe gesetzt, und weinte unaufhörlich. Sie hatte ein starkes Herz bewiesen im Angesicht des Kaisers, und jetzt war sie wiederum das schwache Mädchen.

Das Erstaunen machte sich in allerlei Ausrufungen Luft, und nur so viel ließ sich aus dem verworrenen Geschrei enträthseln, daß Dina nicht Braut gewesen war, daß sie ihren Vater und den Bräutigam, der dastand und nicht wußte, ob er träume, mit dieser plötzlichen Wendung überrascht und gefangen hatte. Denn Dina's Vater wollte dem armen Elternlosen, der noch dazu als Handwerker ganz aus der Art schlug, die Hand seiner Tochter nimmermehr geben.

Nun aber war alles Widerstreben beseitigt, und als man sich hierüber genugsam ausgesprochen hatte, kam man wieder darauf, daß der Kaiser Dina geküßt hatte.

Der Gemeindespaßvogel Tobias Heubauch fand auch hier Gelegenheit zu seinen Witzeleien.

„Ein schöner Beweis!" spottete er, „der Kaiser küßt das schönste Mädchen zum Zeichen, daß er die Juden auch lieb hat; wenn er das hätt' beweisen wollen, hätt' er mich küssen müssen oder da meine alte Schachtel, das wäre ein wirklicher Beweis, an den Jeder hätte glauben müssen. Komm her, Gudula, warum hast Du dich nicht hingestellt? O weh! Ein armer Mann darf keinen Gusto haben, ist ein wahres Sprüchwort, das meine Großmutter schon gesagt hat."

Die Aufregung, die dieses Ereigniß hervorgebracht hatte, wollte sich noch lange nicht legen, und selbst die christlichen Mitbürger kamen vor das Haus Isaaks, und hörten staunend was geschehen war.

Der so plötzlich zum Bräutigam gewordene junge Mann wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte; bald wurde er geneckt, weil der Kaiser zuerst seine Braut geküßt, bald wurde er beglückwünscht, weil ihm nun doch noch das Glück geworden sei, die schöne und tapfere Tochter des reichen Isaak heimzuführen. Und diese Neckereien und Glückwünsche waren wie die lautgewordenen Stimmen seines eigenen Herzens; bald war er glückselig über die ungeahnte Wendung seines Lebens, bald wieder traurig und ärgerlich, wenn er dachte, wie gering ihn eine Braut ansehen müsse, die der Kaiser geküßt hat.

Jeder wollte mit Dina sprechen, diese aber war unversehens verschwunden, hatte sich in ihrer Schlafkammer eingeschlossen, und ließ den ganzen Tag weder die Eltern, noch den Bräutigam zu sich.

Am Abend jedoch kam sie herab in die Stube, und nach altem Brauch wurden drei Lichter angezündet, und auf einem mit Kreide auf den Stubenboden gezeichneten Drudenfuß, worin ein Glückwunsch geschrieben war, eine Tasse zerschmettert, davon jeder der Versammelten sich eine Scherbe bewahrte. Das war nun die wirkliche und feierliche Verlobung, und daß diese erst jetzt stattfand, brachte noch schweres Leid.

Als man wenige Wochen darauf beim Amte die Heiraths-erlaubniß holen wollte, erklärte der Amtmann, daß erstlich kein beglaubigtes Dokument vom Versprechen des Kaisers da sei, und daß er das Zeugniß der umstehenden Juden nicht als gültig anerkenne, ferner aber, daß sich herausgestellt habe, wie Dina den Kaiser angelogen hätte, und daß er dieß höchsten Ortes berichten müsse.

Nun war die Freude in Leid verkehrt, und Dina mußte selbst vor Amt.

Es war am Nachmittag als sie vor Amt erschien, und sie wurde flammenroth als der Amtmann spöttisch fragte: „Du bist also das Judenmädchen, das vom Kaiser geküßt sein will?"

Dina mußte nun ein peinliches Verhör bestehen, Alles wurde protokollirt, und wie entweiht war es nun! — Zuletzt mußte sie gar noch bekennen, daß sie allerdings den Kaiser getäuscht habe, denn sie sei damals in der That noch nicht Braut gewesen. Schließlich wurde ihr das Protokoll vorgelegt und sie sollte ihren Namen unterzeichnen. Mit zitternder Hand ergriff sie die Feder und schrieb ihren Namen; aber plötzlich flammte es in ihrem Gesichte auf. Als wollte sie Sand auf die Unterschrift streuen, streckte sie die Hand aus,

ergriff aber das Tintenfaß, und schüttete es über den ganzen Bogen. Sie lächelte heimlich in sich hinein, als sie jetzt die Scheltworte des Amtmanns hören mußte, über die doppelte Mühe die man um ihretwillen habe. Sie ward auf den andern Tag beschieden, um das nochmals zu schreibende Protokoll zu unterzeichnen.

Als eine Siegerin, der eine entschlossene und tapfere That gelungen, kehrte sie zu Vater und Bräutigam zurück, die vor dem Amthause auf sie warteten. Rasch erzählte sie was sie gethan, und die Entschlossenheit die aus ihr sprach, verschönerte sie noch mehr.

Noch in der Nacht, als Alles im Dorfe schlief, bestieg sie mit ihrem Vater und ihrem Bräutigam heimlich draußen auf der offenen Straße einen Wagen, und fort ging's durch die Nacht nach der Hauptstadt zum Kaiser. In Wien angelangt, ließ sich Dina aber durch keine Bitten und Beschwörungen dazu bewegen, selber mit in die Audienz zum Kaiser zu gehen. Und als die beiden Männer dem Kaiser dies berichteten, lächelte er vor sich hin und lobte Dina; er ließ augenblicklich zwei Schreiben ausfertigen: in dem einen bestätigte er sein Versprechen, und in dem andern wurde der Amtmann zur strengen Rechenschaft gezogen.

Das war ein Jubel: als Dina mit den Ihrigen in das Dorf zurückkehrte, und der Vater durch das ganze Dorf bis vor sein Haus das Schreiben des Kaisers mit dem großen kaiserlichen Siegel hoch in der Hand hielt und allen sein Glück verkündete.

Noch nie war im Dorf eine Hochzeit fröhlicher gewesen,

als die von der Gerbermeisterin Dina. Immer wieder aufs Neue wurde dem Kaiser ein Hoch gebracht. Und als der Jubel am lautesten war, erscholl plötzlich ein Posthorn; Alles rannte ans Fenster, ein kaiserlicher Hofdiener stieg vom Pferde und kam spornklirrend die Treppe herauf, und geradewegs an den Hochzeitstisch. Mit wunderlichen Reden überreichte er ein eingerahmtes Bild des Kaisers, und verlangte abermals im Namen seines Herrn den Dank von rothem Munde.

Schon hatte der junge Ehemann den Mund geöffnet, um dieß fortan zu untersagen, als Alles schrie: „Der Heubauch! Der Heubauch!“ Und dieser war's in der That. Er hatte nach seinem alten Mittel gegriffen, sich einen stattlichen Umfang zu geben. Alle lachten, er aber lachte und höhnte am meisten.

Das Bild war die erste Zierde im Hause des jungen Ehepaares, und Dina steckte einen Blumenstrauß vom Hochzeitstische auf dasselbe.

Es war noch nicht ein Jahr darauf, als der Kaiser eines Morgens seinem vortragenden Rath mit Lächeln ein Schreiben hinreichte und sagte:

„Nun sehen Sie, nun bin ich, den man Ketzer schilt, sogar Gevatter bei einem Judenknaben.“ Er erzählte das Begebniß mit Dina und schloß: „Das junge Ehepaar hat seinen ersten Sohn mir zu Ehren Joseph genannt. Antworten Sie ihnen, daß ich ihnen und meinem Pathen stets gewogen bleibe, und schicken Sie der Frau hier diesen Ring.“

Der Ring ist geblieben, aber der kleine Joseph ist bald gestorben: und als die ganze Gemeinde besonders darüber

trauerte, sagte Heubauch: „Das Sprüchwort wird wahr: Das Kind ist todt, die Gevatterschaft hat ein End'."

Und als mehrere Jahre darauf Kaiser Joseph in die Kapuzinergruft versenkt wurde, las man am Sabbath in der Synagoge gerade den Wochenabschnitt 2. Buch Mosis Cap. 1. vor; und als der 8. Vers gesprochen wurde, weinte Alles, und in der Frauenhalle der Synagoge schauten Viele auf Dina, die leichenblaß, aber thränenlos war.

Noch als Dina eine greise Großmutter war, wurde ihre Stirn jedesmal flammenroth, wenn man sie daran erinnerte, daß sie einst vom Kaiser geküßt worden sei.

* * *

Von diesem hier erzählten Ereigniß giebt nirgends ein Denkmal Kunde, aber in den Herzen der Unterdrückten lebt vor Allem eine Tugend, und das ist die Dankbarkeit, welche bewiesene Menschenfreundlichkeit und empfangene Wohlthat nie vergessen läßt.

Kaiser Joseph ist in der Erinnerung der Fürst der Liebe bei seinem ganzen Volke geworden, er hat die verschiedenen Bekenntnisse zu Einem Glauben bekehrt: zum Glauben an die Menschenhoheit in der Majestät. Das ist die heilige Krone die er erobert, und die jeder Nachfolger erben kann — durch gleiches Thun.

3. Ein selbstverfaßtes Gebet Kaiser Josephs.

Wunsch und Vorsatz des zerstreuten, von Ereignissen und Stimmungen oft in sich selbst verkehrten innersten Wesens faßt sich als heilige Andacht, um festen Halt zu gewinnen, im Gebet zusammen. Das Wandelbare wendet sich zum Unwandelbaren, und erkräftigt sich im Gedanken desselben. Ob solche innerste Erhebung in flüchtigen Worten ausgesprochen, oder in geschriebenen Worten gefesselt wird, das ist gleich. Es ist ein lebendiges Hinausdenken aus sich, ein Fassen und Festigen des endlichen Geistes durch Erfassen des unendlichen Geistes, der da ist Gott.

Es wird uns nicht berichtet, welche Veranlassung dazu war, daß Kaiser Joseph einst seine innersten Gedanken als Gebet niederschrieb, und in diesem Niederschreiben zeigt sich, daß es gleich ist, in welcher Weise sich das innerste Denken offenbart; es steht nur um so höher, je geistiger es ist. Opfer bringen, Singen, Knieen, Fasten: es sind Formen des Gebetes, und es ist erhebend, daß Kaiser Joseph ihm eine neue Form gab, indem er schreibend betete.

Das von ihm eigenhändig für sich niedergeschriebene Gebet lautet wörtlich:

„Ewiges, unbegreifliches Wesen! Du bist ganz Duldung und Liebe — deine Sonne scheint dem Christen wie dem Gottesläugner — dein Regen befeuchtet die Felder des Irrenden, wie jene des Rechtgläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in dem Herzen der Heiden und Ketzer. Du

lehrst mich also, ewiges Wesen: Duldung und Liebe — lehrst mich, daß Verschiedenheit der Meinungen dich nicht abhalte, ein wohlthätiger Vater aller Menschen zu sein. Und ich, dein Geschöpf, soll weniger duldend sein, soll nicht zugeben, daß jeder meiner Unterthanen dich nach seiner Art anbete? Soll die verfolgen, die anders denken, als ich, und Irrende durchs Schwert bekehren? Nein, allmächtiges, mit deiner Liebe allumfassendes Wesen, dies sei weit von mir. Ich will dir gleichen, so weit ein Geschöpf dir gleichen kann — will duldend sein, wie Du! — Von nun an sei aller Gewissenszwang in meinen Staaten aufgehoben. Wo ist eine Religion, die nicht Tugend lieben, nicht das Laster verabscheuen lehrte? Jede sei also von mir tolerirt. Jeder bete dich, ewiges Wesen, in der Art an, die ihm die beste dünkt. Verdienen Irrthümer des Verstandes die Verbannung aus der Gesellschaft, ist Strenge wohl das Mittel die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu bekehren? Zerrissen seien von nun an die schändlichen Ketten der Intoleranz! Dafür vereinige das süße Band der Duldung und Bruderliebe auf immer. Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben, und daß sie meist von Denen kommen, die sich deine Priester nennen. Verlaß mich also nicht mit deiner Macht! Stärke mich mit deiner Liebe, ewiges unerklärbares Wesen! auf daß ich alle diese Hindernisse glücklich übersteige, und daß das Gesetz unsres göttlichen Lehrers, welches kein anderes als Duldung und Liebe ist, durch mich erfüllt werde. Amen — und dreimal Amen!"

4. Der Schul-Christoph.

Wie still schwirren die Schneeflocken nieder vom Himmel, und nur aus dem warmen Stall herauf hört man manchmal einen einzelnen Ton von der Kuhschelle. Der strohumwickelte Brunnen sprudelt seinen Strahl und es dampft um ihn. Zwei Raben kommen geflogen und schauen sich um und um, und Sperlinge fliegen schwärmend durcheinander. Die dunkeln Aeste am Apfelbaum vor dem Hause bedecken sich mit spitzen Schneelagen, drüben am Nachbarhause ist vor der braunen verschlossenen Thüre ein Weg gekehrt, aber der fallende Schnee deckt ihn zu. Wie ist jetzt Alles so still und heilig, und wie gut ist jetzt daheim sein!

So war's ein Wintertag, als ein Bauer, die Stirn an die Fensterscheibe gedrückt, hinausschaute in die stille Welt, und Gedanken mancher Art schwirrten still in seiner Seele, wie die Schneeflocken draußen, und sie deckten alles zu, was sonst den Menschen bewegt, im Schaffen und Sorgen, und er ließ sie gewähren. Plötzlich wurde er unterbrochen, denn er hörte trappelnde Tritte vor seiner Thüre, wie wenn sich Einer den Schnee von den Füßen schüttelt. Die Thüre öffnete sich, und herein trat der Nachbar Jörg, der mit ihm und noch zwei andern Bauern die ganze Einwohnerschaft der Anhöhe ausmachte.

„Heut macht's gut 'runter," sagte Jörg, „man kann's nicht wagen, zehn Schritt vom Hause wegzugehen, man kennt sich beinahe nirgends mehr aus. Wollen wir eins spielen?"

Und mit diesen Worten zog er ein Spiel Karten aus der Tasche und mischelte.

„Mein Vater selig hat einmal gesagt," erwiderte Christoph, und eine Röthe drang ihm bis in die Schläfe, „wer am hellen Tag spielen kann, ist nicht werth, daß ihn die Sonne je bescheint. Steck' ein. Du kannst ja schreiben, ich kann's leider Gottes nicht; mach' meinem Peter da eine Vorschrift. Der Bub weiß nicht, was er mit sich anfangen soll."

Zwar unwillig, aber doch geschmeichelt wegen seiner besondern Kunst, die zur Zeit wo dies geschah noch seltener war als heutigen Tages, begann Jörg einige Worte zu schreiben, wobei er aber weidlich auf schlechte Feder und Tinte schimpfte und zuletzt sagte: „Unser Kaiser, der doch immerfort mit den Schulen zu thun hat, sollte Befehl geben, daß alle Kinder Federn schneiden lernten."

„Das wird er auch!" sagte Christoph, „Joseph denkt an Alles."

„Ja, aber aus den Schulen macht er viel zu viel Wesens. Vom Schreiben und Lesen kriegt man nichts in den Magen und nichts in den Sack, und wenn man die Verordnungen liest, meint man, man brauche weiter nichts um glücklich zu sein, als in die Schule gehen. Der Lehrer kann schreiben, und mein Oberknecht ist zehnmal besser dran als der, und weiß doch nicht, wie man eine Feder in die Hand nimmt, und was für ein Unterschied ist zwischen einem A. B. C. und einer Mistgabel. Die ganze Schulmeisterei ist für nichts. Für Unsereins, ich will's nicht läugnen, hat es sein Gutes; aber wozu brauchen das die Kinder der Armen auch zu lernen?"

„Das ist sündhaft," sagte Christoph, „ich gäbe einen Finger von meiner Hand drum, wenn ich lesen und schreiben könnte. Jetzt weiß ich nur was ich höre, und was man mir sagt, und von Menschen die leibhaftig vor mir sind; wenn ich aber lesen könnte, wäre jetzt ein braver Mensch bei mir, der vielleicht tausend Stunden Weges von mir, und vielleicht schon gestorben ist, und er sagte mir, was er erfahren, und was ich mir auch zu Nutzen machen kann. Unser Kaiser hat Recht. Die Gedanken allein sind's, die die Menschen regieren, und drum soll Jeder wissen, wie's in der Welt ist, dann wird er bei sich besser daheim! Komm' Peter," rief Christoph plötzlich, und richtete sich straff auf, „komm' Peter, lege deine Schreiberei weg und zieh dich an, und du Mutter, gieb uns ein gut Stück Brod und Käse, mach' hurtig; Peter, ich geh' mit dir in die Schule."

„Aber das Kind versinkt ja in dem Schnee!" rief die Frau ängstlich.

„Aber ich nicht," antwortete Christoph seinen Schafpelz anziehend, „ich trag' ihn auf meinen Armen."

Und über eine Weile schauten Jörg und die Frau zum Fenster hinaus und sahen Christoph nach, der, seinen Sohn in den Armen, den Berg hinabschritt, dem Städtchen Wohlau zu.

Im Städtchen sprach Christoph eine Weile allein mit dem Schulmeister, dann saß er nicht weit von ihm vor den versammelten Kindern, und hielt eine kleine Fibel in der rauhen Hand.

Tagtäglich trug nun Christoph seinen Sohn zur Schule, und kehrte am Abend so wieder mit ihm heim. Fast noch mehr als die Schule erquickte den Vater der Weg hin und her, denn er lernte jetzt das Herz und die Gedanken des Kindes in ungewohnter Weise kennen; es stellte Fragen an ihn, die er nicht immer beantworten konnte, aber die Seelen von Vater und Kind wuchsen dadurch immermehr in fester Liebe in einander, und ohne es wissen zu lassen, daß er selber dabei lernte, hörte er dem Knaben die Schulaufgaben ab und machte mit ihm die Reinschriften.

Anfangs spöttelten die Nachbarn über den seltsamen Mann, bald aber ließen sie sich selbst von seinem Beispiel bestimmen, und am Morgen sah man jedesmal die vier Väter, jeden mit einem Kind auf dem Arme, hinabziehen nach der Stadt.

Auf dem Hin- und Herwege, besonders aber auf dem letztern, gab es mancherlei Gespräche, und Jörg der Zweifler behauptete, es sei nicht den hundertsten Theil der Mühe werth, was solch ein Kind oft an einem Tage lerne: wenn man's bei Licht betrachte, wüßten die Kinder heute kaum etwas mehr als gestern, und so hätten die Schulversäumnisse gar nicht so viel zu bedeuten.

Dagegen aber erwiderte Christoph: man merke ja draußen am Felde auch nicht, wie viel oder wie wenig seit gestern gewachsen sei, und das höre doch niemals auf; höre es aber einmal auf, so sei es abgestorben und man habe keine Frucht zu hoffen.

Der Schul-Christoph, denn diesen Beinamen hatte ihm Jörg gegeben, behielt meistens Recht, und die andern stritten

nur mit ihm, um ihn reden zu machen, denn er war jetzt ganz gegen seine Art oft schweigsam und redekarg. Die Dinge, die er in der Schule hörte, gaben ihm gar viel zu denken. Der Schul-Christoph war ohne allen Unterricht, wie man sagt, wild aufgewachsen; aber ein unruhiges Denken und Sinnen lebte in ihm, und jetzt da er in der Schule als erwachsener Mann, der schon vielerlei gegrübelt hatte, die Dinge hörte, die man den Kindern lehrt, brachten sie ihn zu eigenem schwerem Nachforschen. Was sonst in der Jugend eingelernt wird, um bald halb oder ganz vergessen zu werden, das bewegte jetzt unaufhörlich die Gedanken des Mannes.

Eines Tages als der Lehrer von den Sternen gesprochen hatte, wie man ihren Lauf berechnen könne, und die Erde auch nur ein Stern sei, da fragte Peter auf dem Heimwege:

„Vater, woher weiß man denn, daß die Sterne so und so heißen?"

„Die Menschen haben unter einander ausgemacht, daß man sie so nennen will."

„Ja aber die Sterne wissen nichts davon?

Der Vater drückte sein Kind an die Wange und sagte: „O Kind, die Dinge die über uns sind, können wir nur nennen, und das weitere wissen wir nicht; wir Menschen sind nur ein bischen gescheidter als die Thiere, aber nicht viel. Eines aber ist, und in dem ist Alles, und vor ihm gilt's gleich, wie man's nennt, und Keiner kann dem Andern vorwerfen: du hast nicht den rechten Namen dafür. Die Menschen haben Gott bei verschiedenen Namen genannt; aber Keiner weiß, wie er bei sich heißt, und es ist eins wie man den

Stern heißt, wenn man ihn nur kennt, und es ist eins wie man Gott heißt, wenn man ihn nur liebt. Denk' daran, Kind, wenn ich nicht mehr bin, daß es mich glücklich gemacht hat, zu einer Zeit zu leben, wo ein Mensch regiert, der das auch eingesehen hat, und der da will, daß Niemand den Andern verfolgen und beschimpfen soll, weil der das was über uns und überall ist, anders nennt, als er selbst."

Aber nicht immer war man in so hohen Gebieten, wie jetzt durch die Frage Peters, manchmal gab es auch allerlei Scherz und Neckerei, und über die stille Schneedecke hin schallte oft lautes Lachen; dennoch hatte aller Scherz eine gewisse Grenze, denn man scheute sich, im Beisein der Kinder mancherlei auszusprechen, was man sonst ohne Wahl in den Mund nahm. Und das war ein Segen, der wieder von den Kindern auf die Eltern überging; die Menschen, die die Reinheit und Heiligkeit der Natur in dem Kinde achten, sind fromme Menschen, denn sie achten das, was ewig rein und neu ersteht.

Es war am zweiten Tage nach Neujahr, als die vier Väter auf ihrem Wege nach der Stadt plötzlich mit einem Halt! angerufen wurden und staunend umschauten. Ein Mann in pelzbesetzten Jagdkleidern, die Flinte in den Händen, kam auf sie zu und fragte: „Was habt ihr da? Was ist das mit den Kindern?"

„Die sind unser eigen," erwiderte Jörg trotzig.

„Wohin wollt ihr mit den Kindern?"

„Das brauchen wir nicht zu sagen, bis man uns höflicher fragt," entgegnete Jörg abermals.

„Kennt ihr mich denn nicht?" sagte der Mann, „ich bin ja euer Gutsherr, von Wien zur Jagd hergekommen." Er schlug den Pelzkragen zurück und lüftete etwas die Pelzmütze; die vier Männer erkannten den Gutsherrn und setzten höflich grüßend die Kinder ab.

„Wollt ihr mir nun sagen," fragte der Gutsherr, „was ihr mit den Kindern vorhabt?"

„Ich hätte es Euch auch gesagt, wenn Ihr nicht der Gutsherr wäret," sagte Christoph, „wir tragen unsere Kinder in die Schule.

„Ja," rief Jörg dazwischen, „der Christoph hat uns dazu verleitet, und es geschieht halb und halb zur Kurzweil."

„Gut, gut!" sagte der Gutsherr, „ich kenne euch, ihr sollt weiter von mir hören," und paff! schoß er einen Hasen, der eben in Sicht gekommen war, nieder, pfiff seinem Hund und schritt hinein ins Feld.

Von diesem Tag an war eine seltsame Unruhe in den Vätern und in den Kindern beim Schulgange. Sie wußten nicht, was die Worte des Gutsherrn zu bedeuten hatten, ja Jörg blieb nach und nach ganz weg, er hatte allerlei Ausreden, denn er wollte nicht gestehen, daß er fürchte, der Gutsherr sähe es gewiß als eine Rebellion an, daß man seine Kinder weiter bringen wolle als ehedem.

Es war um Lichtmeß, als die vier Väter mit ihren Kindern vor Amt beschieden wurden. Hier wiederholte Jörg nochmals, daß ihn Christoph dazu verleitet habe, Christoph aber trat vor und sein Antlitz leuchtete, indem er sagte: „Ich kenne

die Worte 1. Petri 3, 15: Seid allzeit bereit zur Verantwortung Jedermann. Ich bin es."

Der Amtmann lächelte und sagte: „Das könnt Ihr Euch gefallen lassen. Der Herr Baron hat Eure That, die ganz mit dem Geiste unsres hohen kaiserlichen Herrn übereinstimmt, Seiner Majestät berichtet, und diese haben folgendes Schreiben veröffentlichen lassen, das ich Euch hier mittheile." Er las nun ein Belobungsdekret, das der Kaiser hatte ausfertigen und zur Belobung öffentlich bekannt machen lassen. Die vier Väter waren darin mit Namen aufgezeichnet. Zuletzt übergab der Amtmann jedem Kind im Namen des Kaisers ein ansehnliches Geschenk und empfahl den Eltern und den Kindern, in ihrem Lerneifer fortzufahren.

Wie glücklich war jetzt Christoph, daß er das Belobungsschreiben des Kaisers selbst lesen konnte, denn so weit hatte er es bereits in der Schule gebracht, und er las es mit Thränen in den Augen. —

Der Schulgang der vier Väter und ihrer Kinder war aber dennoch von nun an ein veränderter. Christoph traf den Grund indem er einst sagte: „Freilich ist's gut, wenn ein unsichtbares Auge das was man still verborgen thut betrachtet und belohnt, aber es hat doch auch sein Uebles."

„Daß das Kaisergeschenk eigentlich ein Bettel ist," spottete Jörg. „Was sind denn 100 Gulden? das ist ja für den Kaiser kein halber Heller."

„Ich meine nicht das," wehrte Christoph ab, „es ist Einem damit was genommen, wenn das bezahlt ist, was man eigentlich für sich gethan und was in sich die höchste Freude

und den höchsten Lohn hat. Es ist nichts, daß man ausschaut und fragt: wie wird mir's vergolten? Sei froh, daß du das Rechte hast thun können, das ist die beste Vergeltung, das hat ja Gott selber so gestellt. Aber freilich, die Menschen können nicht anders, und der Kaiser giebt Orden, Belobungen und Geschenke, und ich gönne es ihm, daß er das kann, er bekommt dadurch Theil an dem Guten was geschieht; aber Bezahlung giebt's doch nicht, und soll's nicht geben."

Die stille innere Genugthuung der That war dahin, aber Christoph ließ dennoch nicht davon ab.

Nach wenigen Jahren konnte Peter allein in die Schule gehen, nicht nur weil er stark genug geworden war, sondern auch weil sein Vater ihm entrissen wurde.

Der Schul-Christoph war immer stiller und einsamer geworden, er las oft ganze Nächte in Büchern, die er, man wußte nicht woher, bekommen hatte, und wenn er allein ging, bewegten sich seine Lippen als ob er etwas spräche. Oft noch in der Nacht ging er zu geheimen Versammlungen, die in der Stadt gehalten wurden, und eines Tages erschien Christoph mit noch vielen Anderen vor Amt, und erklärte als Sprecher, daß sie sich zu der neu entstandenen Sekte der Deisten bekennen, die jede übernatürliche Offenbarung und jede Nothwendigkeit der Ceremonien verwerfen, und nur eine Anbetung Gottes im Geiste gelten ließen.

Eine Zeit lang war Alles in Ruhe, und der Schul-Christoph warb mit Feuereifer für die neue Gemeinde, die auch keinerlei geistliches Oberhaupt anerkannte, sondern Jeglichem aus ihrer Mitte gestattete, seine Ueberzeugung vor Allen auszusprechen.

Ja, der Schul-Christoph selber, der stille einsame Mann, predigte einst im Freien vor einer großen Versammlung mit einer Begeisterung, die alle Hörer hinriß.

Nun aber kam die Verordnung Kaiser Josephs, die auf Ausrottung der Deistengemeinde abzielte. Ganz wie einst Kaiser Trajan gegen die Christen, so bestimmte die Verordnung, daß man Niemand nachforschen solle, zu was er sich bekenne; wer sich aber öffentlich zu der neuen Sekte bekennte, der solle bestraft werden. Den Deisten wurden nicht nur 10—25 Stockprügel ertheilt, sondern die Männer wurden auch noch je zu fünf Personen unter die ungarischen Militärcorps gesteckt, in die slavonischen, siebenbürgischen, galizischen und andern Regimenter zerstreut, und ihre minderjährigen Kinder öffentlichen Anstalten übergeben.

Auch den Schul-Christoph traf dies harte Loos. Er ertrug es geduldig; er starb bald darauf an der türkischen Grenze.

Diese Verordnung Kaiser Josephs giebt eine allgemeine Lehre: Auch die Sonne hat ihre Flecken, auch die edelsten Männer verfallen oft in Irrthümer und Härten. Ein Mann, der das Gesetz in seiner persönlichen Machtvollkommenheit, in seinem eigenen Gutfinden darstellt, erscheint doch stets nur wie ein Wunder, d. h. wie ein Ereigniß, das aus der gewohnten Reihe der Naturerscheinungen, wenn auch oft segensreich, heraustritt; verlassen kann man sich nur auf die Stetigkeit des Gesetzes, die unabhängig sich darstellt von dem Belieben. Das Gesetz ist heiliger und fester als jede noch so väterliche Wohlmeinenheit.

Kaiser Joseph, der für Denkfreiheit glühte, und selbst

dem Papst gegenüber, als dieser sich herbeiließ ihn in Wien aufzusuchen, nichts von seinen Grundsätzen nachgab, Kaiser Joseph behandelte eine Sekte, die keinerlei Friedensstörungen verursacht hatte, mit solcher Grausamkeit. Wohl kann man sagen: er sah durch diese Ausscheidenden seine Plane durchkreuzt, denn er wollte die bestehenden Religionen von inneren Irrthümern und äußerem Druck befreien helfen, und es mochte ihm bedrohlich erscheinen, daß die Eifervollen und Freistrebenden aus der gewohnten geschichtlichen Genossenschaft ausschieden, und vielleicht zu Ausschreitungen gelangten, die sich andere Sekten hatten zu Schulden kommen lassen. Man kann wohl dieß und noch vieles Andere zur Erklärung und Entschuldigung beibringen, dennoch hebt es die Grausamkeit nicht auf; sie ist und bleibt ein Flecken an der sonst so edlen und hochherzigen Erscheinung Kaiser Josephs.

Sollen wir nun daraus lernen, daß wir nirgends unbedingt und allseitig verehren dürfen? Nein! Solche Flecken im Leben der Besten lehren die Demuth, die uns zeigt, daß Niemand sich selbst oder Andere zu überheben berechtigt ist. Wir ersehen daraus, daß die Menschenschwäche überall waltet, und daß es Niemand giebt, der nicht der Leidenschaft, dem Irrthum und der Gewohnheit verfällt. Die Liebe zum Guten wird dadurch nicht beeinträchtigt, wir müssen das Edle und Helle fassen und erkennen, bei allem Schatten und allem Dunkeln das sich damit verbindet, und dürfen es nicht, wie so oft geschieht, darüber vergessen.

5. Der Todtengräber.

Es ist ein Schnitter, der heißet Tod,
Hat Gewalt vom höchsten Gott,
Heut wetzt er das Messer,
Es schneid't schon viel besser,
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's erleiden.

So sang ein alter Mann, auf einem Grabhügel sitzend, Hacke und Schaufel im Schooße, vor einem frisch geschaufelten offenen Grabe. Er sang sein Lied in den verglühenden Abendhimmel hinaus, und sein Haupt, mit spärlichen weißen Haaren bedeckt, erglänzte im Widerschein der Abendröthe. Dabei war er aber keineswegs so traurig, daß er seine Pfeife ausgehen ließ; er schmauchte vielmehr behaglich in den Abendnebel hinein, der sich jetzt niedersenkte.

„Grüß' euch Gott, Alter," rief plötzlich ein stattlicher schlanker Mann in grauem Rock über den Zaun. Der Alte nickte dankend, ohne sich zu erheben, und bald stand der Mann im grauen Rock bei ihm. Es war Kaiser Joseph, denn er liebte es, nicht nur wo er unerkannt sein wollte, in unscheinbarer, keine Auszeichnung tragender Kleidung einherzugehen, sondern auch da, wo er erkannt sein wollte, in einfach bürgerlicher Tracht zu erscheinen. Nur wo es militärische Uebung und Thätigkeit galt, erschien er im Soldatenkleid, und er sagte oft: „Dieses bunte Kleid darf nur ein zeitweiliges und vor

übergehendes sein, bei meinem Volke wie bei mir selber. Ich will beweisen, daß ich nicht nur der erste Soldat im Lande bin, sondern auch und vor Allem der erste Bürger, und die Bürger sollen erkennen, daß ich ihre Tracht und ihren Stand, worin die Nahrung geschaffen wird für Alle, auch vor Allem ehre und hochhalte."

Jetzt stand der Kaiser unerkannt vor dem Alten, und sagte: „Grüß' euch Gott, Alter! Es muß ein traurig Geschäft sein, was ihr da habt?"

„Freilich!" lautete die Antwort, „aber es sieht sich doch trauriger an als es ist. Des Einen Tod des Andern Brod! heißt es in der ganzen erschaffenen Welt. Die Thiere fressen einander, und das Menschengethier macht's nur ein bischen säuberlicher. Man kriegt den Lohn für seine Arbeit, sei es Schreiben, Weben, Pflügen oder Graben, und es giebt sogar Menschen, die sich dafür bezahlen lassen, Geschöpfe ihrer eigenen Gattung umzubringen; und das thut doch, so viel ich weiß, außer dem Wolf kein Thier. Schaut, die Drossel dort auf dem Baume bringt eine Fliege um, und verspeist sie, aber man hat noch keine Drossel gesehen, die eine andere Drossel umgebracht hätte."

„Es scheint doch," erwiderte der Kaiser, „es scheint doch, daß etwas von dem Traurigen eures Geschäftes euch ins Herz gedrungen; ihr seid wohl gar ein Menschenfeind?"

„Das heißt so viel als ein Narr, denn wer ein Menschenfeind ist, ist ein Narr und wahrscheinlich ein eingebildeter Narr, der sich allein liebt, und sich allein für den rechten Menschen hält."

„Die Beschäftigung mit dem Tod hat Euch viel über das Leben denken gemacht.“

„Ja, ja, guter Herr, ich hab' so meine eigenen Gedanken. Aber was haben meine Gedanken zu bedeuten? Ich habe nichts zu befehlen. Nicht einmal meine Todten läßt man mir in Ruh. Unser Kaiser will nun auch über die Todten regieren, und er hat, sollt' man meinen, doch genug mit den Lebenden zu schaffen.“

„Der Kaiser?“

„Ja, unser Kaiser Joseph. Ich könnt' ihm fast feind sein, wenn ich sein rechtschaffenes Herz nicht so lieb haben müßte. Aber warum pfuscht er mir denn in mein Handwerk?“

„Euch? Wie denn?“

„Wie denn? Ungeschickt, wenn auch noch so wohlmeinend. In Einem hat er freilich Recht, wenn er es nicht mehr duldet, daß die ohne Taufe verstorbenen Kinder abgesondert, und wie Verbrecher begraben werden müssen. Wenn es eine Sünde wäre, ungetauft zu sterben, hätte Gott die Kinder müssen getauft auf die Welt kommen lassen; aber mit der andern Leichenordnung hat er dem Ochs ins Aug' geschlagen. Es ist ein Grausen, zu verbieten, daß einem die sechs Bretter mitgegeben werden, und zu befehlen, daß alle Leichen ganz bloß, ohne Kleidung, in einen leinenen Sack eingenäht, mit ungelöschtem Kalk beworfen, und gleich mit Erde zugedeckt werden sollen.“

„Euer Widerstreben ist nur ein Vorurtheil. Der Kaiser hat ja ausdrücklich den Grund erklärt, weil es bei Begrabungen kein anderes Absehen haben kann, als die Verwesung so

bald als möglich zu befördern. Darum sind diese Anordnungen getroffen."

„Nein Herr, das ist und bleibt eine Hartherzigkeit! Gebräuche, die durch Gewohnheit und nicht durch ein Gesetz aufgekommen sind, können auch nur durch Gewohnheit und nicht durch ein Gesetz abgeschafft werden. Und wenn man bedenkt, daß kaum vor zwei Tagen diese Hand, diese Augen, dieser Mund, Einem das Liebste auf Erden waren, so thut es eben tief in der Seele weh, das so herzlos und hart behandelt zu sehen."

„Warum? Ihr könnt ja denken — warum denkt ihr nicht einen Schritt weiter: was fragen die Würmer und Maden nach all' der Liebe? Der Staub ist bestimmt Staub zu werden, und daß er das werde ohne den Lebenden zu schaden, das will das Gesetz bewirken, weiter nichts."

„Ja, Herr, ihr habt vielleicht eine Gruft, und laßt dort die euch Angehörigen beisetzen."

„Der Kaiser hat auch verboten, um die schädlichen Ausdünstungen der Verwesung zu vermeiden, daß fortan Leichen in den Kirchengrüften beigesetzt werden."

„Ja, und sagt nur das Andere auch noch. Und er hat befohlen, daß man Maßregeln dafür treffe, den Leichenacker fortan außerhalb des Dorfes anzulegen. Will er denn die Menschen vergessen machen, daß sie sterben müssen? Herr, ich bin Nachtwächter und Todtengräber, und wenn ich Nachts die Stunden anrufe, und wenn ich über den Leichenacker, an der Kirche vorbei, nach dem untern Dorfe gehe, da kommen mir allerlei Gedanken, und die Todten stehen auf, und sagen mir:

wirf hinter dich allen Kummer und alle Sorgen, über eine Weile bist du bei uns. Und wenn die Kirchgänger zur Kirche gehen, da thut es gut, daß der Leichenacker die Schwelle ist, über die man schreitet, und wenn ein Kind zur Taufe in die Kirche getragen wird, da trägt man's über den Leichenacker zum Leben, und in ein paar Jahren zum Tode. Denn was sind sechzig und siebzig Jahre! Und jetzt?"

„Ihr irrt euch, so wohl ihr es auch meinet," fiel hier der Kaiser ein; „wird der Leichenacker zum täglichen Verkehrswege, so vergißt man durch alltägliche Anschauung die Gedanken, die er erwecken sollte, und es ist gut, daß dem so ist; denn inmitten des Lebens sollen wir uns des vollen Lebens erfreuen und die gesunde Kraft bethätigen. Es fördert oft die Trägheit, wenn man allezeit an das gemessene Ende denkt. Nur von Zeit zu Zeit thut es gut, sich vor Augen zu halten, daß Alles sein gesetztes Ende hat, aber nur, um zu arbeiten so lange es noch Tag ist. Man muß handeln und wirken als ob man ewig lebte —"

„Und als ob man stündlich stürbe," lautete die Antwort, und . . .

Die Nacht war hereingesunken, und in hoher Erregung fuhr der Kaiser fort:

„Ich will die Gräber nicht entweihen, heilig sei das Ausschauen nach ihnen. Ich weiß was es heißt, sein eigen Herz mit einem andern hinabgesenkt zu sehen in den dunklen Schooß der Erde, heilig ist damit das ganze Erdreich; ein Volk, das seine Gräber nicht ehrt, hat keine Liebe zum Vaterlande, keine Liebe zur Ewigkeit, keine Liebe zu Gott, der da

ist das Leben der Vergangenheit, unserer Tage und der Zukunft, in dem kein Tod und kein Sterben ist, nur ein ewiger Wechsel im ewigen Gesetze —"

Der Kaiser schaute sich um, es stand Niemand vor ihm, und er hörte keine Stimme. Hatte er mit sich selbst gesprochen? War das eine wirkliche oder eine eingebildete Erscheinung, die ihm Rede gestanden war? Wo war sie hin? War ihm der Todtengräber Zeit erschienen, der seine Gesetze, die aus reiner Fürsorge für die Menschen geflossen waren, zerstörte und begrub?

Die Haare standen ihm zu Berge und er schauderte, er faßte an sein Herz, das schlug heiß und voll, das lebte noch, und seine Pulsschläge maßen die Zeit, und fast laut vor sich hin sagte er: „Mein ganzes Leben ist ein Pulsschlag im Herzen der Ewigkeit."

Der Todtengräber war plötzlich in die Grube hinabgesprungen, und jetzt schaufelte er und kümmerte sich nichts mehr um den Fremden.

Der Kaiser kehrte zurück, aber aus der Grube hörte er hinter sich singen:

Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's erleiden.

Warum war nun der Mann so plötzlich von ihm geschieden? War's der Geist seines Volkes, der sich von ihm entfernte, weil er ihn noch nicht begriff? Der Kaiser athmete tief auf, und sein Herz bebte. „Gebräuche können nur durch Gewohnheit und nicht durch Gesetze abgeschafft werden," sagte

der Kaiser oft vor sich hin, während er raschen Schrittes dahin ging; aber stillestehend sagte er sich wieder: „und doch sind es wiederum die Gesetze, welche die Gewohnheiten schaffen."

Es kamen vielerlei Klagen gegen die Einführung der neuen Leichenordnung, und der Kaiser gedachte oft jenes Todtengräbers in der Nacht, dem er nicht mehr nachgeforscht hatte. Und zwei Jahre nachdem jenes Gesetz erschienen war, erließ der Kaiser ein neues, worin er erklärte, daß er mit jener Verordnung keinerlei Zwangsmittel geben wollte, sondern nur Belehrungen damit aufgestellt habe, die Jeder nach bestem Ermessen befolgen oder unterlassen könne.

Und das eben, daß Joseph solcherlei Widerruf so oft geben mußte, das brachte ihm den Tod, und er nannte sich einmal scherzweise seinen eignen Todtengräber.

Der Segen des Großvaters.

Bruchstücke aus den Aufzeichnungen des Pfarrers vom Berge.

Wie viel tausend Menschen leben, und wissen nicht, daß sie leben; nie hob sich ihre Brust in dem Gedanken, daß sie hier mitten inne stehen im schaffenden und treibenden, ewig sich bewegenden All, daß sie eine Blüthe am Baume der Menschheit sind, ein Klang in der Harmonie der Welt, und Duft und Klang spricht: Ich bin.

Wie viel tausend Menschen sterben, und wissen nicht, daß sie sterben; nie zitterte ihre Brust in dem Gedanken, daß sie heraustreten aus dem schaffenden und treibenden, ewig sich bewegenden All, in ein geheimnißvolles Jenseits, daß die Blüthe abfällt vom Baume der Menschheit, und die fallende Blüthe und der verhauchende Klang spricht: Ich sterbe.

Wer einmal den Gedanken des Todes durch seine ganze Seele dringen, seine Schauer durch sein Gebein rieseln fühlte, wer sich dann wieder aufraffte und seine ewige Menschenseele festhielt in der Vergänglichkeit des Erdenlebens: der allein lebt — ist wiedergeboren.

Jener starre, trübsinnige spanische König, der sich alles

Erdentandes entkleidete, die Herrlichkeiten der Majestät ablegte, und selbst sein Leben eine Weile hingab, um die Erdschollen über seinem Haupte rauschen und fallen zu hören, die einst seinen Leib decken würden, der sich lebendig begraben ließ, und dann wieder auferstand, und die kurze Spanne Zeit in frommer Beschaulichkeit zubrachte — was that er anders, als daß er durch diese äußeren Mittel sich von Todesschauern durchdringen lassen wollte, um dann um so tiefer und lauterer das Leben zu fassen, das ihm hienieden noch verliehen war?

Wir bedürfen aber dieser äußeren Mittel nicht. Im Geiste sollen wir sterben und im Geiste wieder auferstehen. Das auch ist die unüberwindliche erlösende Macht, die wir aus dem Leben und Sterben hoher Menschen empfangen, die für einen erhabenen Gedanken lebten und freudig für ihn in den Tod gingen, daß wir mit ihnen leben und leiden, uns mit ihnen gestorben fühlen und dann das ewige Leben empfinden, dessen Anfang wir wissen, dessen Fortgang wir glauben. Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen. Wer sich einmal abgelöst, aufgelöst aus dieser Welt und im Tode erschaut hat, der ist erlöst und lebt, lebt ewig.

Wer will dir etwas anhaben mit Vorspiegelungen der Eitelkeit, oder mit Drohungen der Gewalt? Du hast dein eigenes Leben, dieses ganze Erdensein zusammengebrochen und wieder aufgebaut, und du stehst neu geboren, frei in ihm. Du hast dein Leben nicht von dir geworfen um das Erdensein zu verachten, in gebrochener, markloser Demuth den Nacken fremden Gewalten zu beugen; du hast das Leben in seiner ewigen Schönheit wiedergewonnen als ein heiliges und freies,

trotzend allen unheiligen Machtgeboten. Du bist gestorben und lebst wiederum, froh und frei.

Doch, wohin schweifen meine Gedanken! Wer giebt ihnen die Schwingen, daß sie sich hinausheben in den Tod und in das Leben, wie ich es ahne und in heiligen Augenblicken erschaue? Hier sitze ich in stiller Nacht, die Sterne kreisen in ihren ewigen Bahnen, mein Geist schwebt über die Erde, mein Auge brennt, meine Hand zittert.... Ich will euch die Geschichte erzählen, wie ein Tod mich früh ins Leben einführte. Doch weiß ich, daß ich euch nicht das Ganze geben kann. Der Ton, mit dem das vorgebracht wurde, was ich hier niederschreibe, dieser Ton war das Ergreifendste, und doch kann ich ihn nicht fesseln; der Ausdruck der Augen und des Mundes war so herzgewinnend, und Ton und Auge und Mund, wo sind sie? Was man zu erzählen hat von Menschen, die Einem lieb gewesen, es ist nur ein Schatten, denn sie selber fehlen dabei. Was wir erben und vererben aus der Vergangenheit, es ist nur der dürftige Niederschlag reicherfüllten Lebens. Du bist nicht gestorben, edler Großvater, dessen Antlitz die Wohnstätte der Weisheit war. Wie du auch jetzt lebest, welches das Gewand deines Seins, ich kann dich nicht fassen als Geist; du stehst vor meinem Auge, wie du leibtest und lebtest, wie du liebend und wirkend in unsrem kleinen Kreise einherwandeltest.

In solchen stillen, sternglitzernden Nächten, wie jetzt eine über der Erde ruht, saßest du oft bei uns auf jener Bank vor dem Hause; ich schmiegte mich an deinen Schooß, und du erzähltest uns von den Freuden und Leiden der Welt.

Wie gern möchte ich jetzt alle Menschen zu deinen Zuhörern machen, und deine Worte in ihre Seele pflanzen! Kann euch aber ein Baum erzählen von dem Sonnenschein, der das erste junge Pflänzchen begrüßte? Und doch klingen mir noch viele deiner Worte wie der Hall aus einem Dasein, das dem jetzigen vorausgegangen, in der Seele nach.

Als du einst sagtest: „Alles Gute kommt von Gott,“ erwiderte ich, an „Gutchen,“ d. h. Süßigkeiten denkend: „Aber nicht wahr, Großvater, der Zuckerbäcker macht's?“

Da nahmst du mich auf den Schooß und streicheltest mir die Stirn, und erklärtest mir, wie Gott das Gute durch die Hand der Menschen bereiten lasse, damit sie einander lieben und helfen, und wenn sie einander lieben, so lieben sie auch Gott, der ihre Herzen zu einander geführt. —

Könnte ich mich nur noch deutlich erinnern, welch ein Tumult in meiner Seele gewesen sein muß, als ich zuerst vom Weltgetümmel hörte.

Napoleon war geschlagen, die Alliirten verfolgten ihn, und in unser stilles Dorf drang plötzlich ein Stück Weltgeschichte.

Als die erste Einquartierung kam, verkrochen wir Kinder uns in den Stall, aber wir wurden geholt und am hellen Tag ins Bett gelegt. Ich vergesse das nie, wie ich am Nachmittag im Hinterstübchen im Bett lag, und von fern in unbekannter Sprache schreien hörte. Es war mir, als wären das gar keine Menschen; sie hatten wohl Stimmen wie Menschen, aber sie sprachen nicht wie Menschen, denn man verstand kein Wort.

Als wir russische Einquartierung hatten, und der Flederwisch, wie wir den Mann mit dem großen Barte nannten (er hieß wahrscheinlich Feodorowitsch), mich immer küssen wollte, und ich Abscheu vor ihm hatte, da sagte mir der Großvater: „Die Russen sind auch Menschen, wie wir, du mußt sie auch lieb haben, aber küssen braucht dich der Flederwisch just nicht.“ Nie werde ich den Anblick vergessen, da ich den Großvater bluttriefenden Antlitzes in dem großen Lehnsessel liegen sah, seine Hände zitterten wie vom Winde geschüttelte Zweige, und sein Mund bewegte sich immer auf und zu. Der Flederwisch hatte mit aller Gewalt verlangt, meine schöne Muhme Magdalene solle mit ihm zum Tanze gehen; er tobte und raste nun wie ein Wüthender, da man die Muhme Magdalene außer dem Hause verborgen hatte. Wir Kinder drückten uns vor Angst tief in die Betten. Da stand der Großvater auf und ging mit meinem Vater in die Stube. Der Flederwisch blieb — wie man mir erzählte — eine Weile starr stehen und hielt den Säbel, den er ergriffen hatte, vor sich nieder, da er den Großvater mit seinem hehren Antlitze und erhobenem Zeigefinger eintreten sah. Kaum aber ist diese Minute der Ehrfurcht vorüber, holt er aus, haut wüthend um sich, und trifft den Großvater auf die Stirn. Er stürzt nieder. Als mein Vater das sieht, faßt er den Flederwisch, wirft ihn zu Boden, schreit um Hülfe, Alles eilt herbei, und sie knebeln den Flederwisch. Der Großvater wurde nun in den Sessel gelegt, die Wunde war nicht gefährlich, der Säbel hatte ihn nur gestreift. Wir Kinder, die aus den Betten herbeigesprungen waren, standen weinend umher, bis der Großvater wieder redete.

Flederwisch erhielt andern Tages fünfzig Prügel. Er hat sie wohl bald verschmerzt. Der Großvater aber behielt seine Narbe auf der rechten Seite der Stirn sein Leben lang.

Unsere Dorfkirche war zu einem Spital hergerichtet, und eine Nervenkrankheit, man nannte sie damals die Russenkrankheit, raffte Viele aus dem Dorfe mit den Fremden dahin. — Gegen die Ungarn hatte ich früh ein starkes Aber. Sie hatten mir meinen Pathenthaler mit fortgenommen, denn sie verlangten stets baar Geld, und dazu noch etwas für den Wachtmeister, und mir wurde erzählt, daß sie meinen Vater mit dem Bajonnett gekitzelt und auf ihn angelegt hatten, bis er ihnen das einzige Baare im Hause, meinen Pathenthaler, auslieferte.

Von den Franzosen erinnere ich mich nur, daß wir vor ihnen in den Wald geflüchtet sind, und die Erwachsenen klagten dort immer, daß daheim gewiß Alles ausgeraubt sei. Uns Kindern aber gefiel die Zigeunerwirthschaft gar sehr.

Aber alle diese Welthändel sind mir nur wie ein Kindertraum, und nur durch spätere Erinnerungen aufgefrischt; desto fester steht aber in mir das Leben mit meinem Großvater.

An stillen Sommernachmittagen, wenn Alles im Feld war, saß ich oft bei dem Großvater auf der Steinbank unter der Rathhauslinde. Ich hütete mein kleines Schwesterchen, das jetzt schon lang beim Großvater ist. Da kam der alte Martin auch oft und setzte sich zum Großvater. Ich sehe ihn noch, wie er, die beiden Hände zwischen die Kniee geklemmt, gebückt da sitzt. Der Großvater sprach wenig, und der Martin auch. Nur bisweilen fing dieser an, über alle Leute im Dorf

loszuziehen und sie schlecht zu machen. Dabei hatte er immer die Redensart: „Ich sag' Alles gerade heraus!" Da sagte einmal der Großvater: „Sagt's lieber grade in euch hinein, seid der deutsche Michel gegen euch selber und seht, wie's da aussieht." Wenn der Martin fortan von fern kam, so sagte der Großvater meist zu mir: „Geh du jetzt heim, gieb mir die Marie auf den Schooß und führe du die Ziege hinaus."

Der Großvater trank gern Ziegenmilch, und deswegen hielten wir neben unsern acht Kühen eine Ziege; die Versorgung derselben war mein Amt. Wenn ich nun draußen an den Halden und Hecken die Ziege am Seile hielt, daß sie frische saftige Läublein verschmauste, da dachte ich oft: „Ah! das giebt gute Milch, und das wird dem Großvater wohl schmecken." Da war ich dann seelenvergnügt. Ich merkte mir die Stauden, die, wie man sagt, gute Milch geben. Ich vermied sorgfältig den aufgeschossenen hohlen Hollunder und lenkte meine Untergebene dahin, wo sie die nahrhaften Spitzen der Buchenhecken, des Flieders, der Haselstaude u. s. w. nahe oder auf die Hinterfüße gestellt erschnappen konnte. Wenn die Ziege so gierig knupperte und schmatzte, da bekam ich oft bald selber Lust solche Läublein zu verzehren. Ich dachte dann auch oft an den König Nebukadnezar, von dem der Großvater erzählte, daß er, nachdem er alle Hofspeisen durchgekostet hatte, Gras verzehrte. Die Ziege hatte auch ihren Eigensinn. Im Stall fraß sie das Laub, das ich ihr heimbrachte; wenn ich ihr aber draußen eine Staude abbrach und hinhielt, schnüffelte sie daran herum, und wollte nicht einbeißen, oder riß sich höchstens ein Blatt ab.

Meine ruhigste Zeit war, wenn die Ziege ihre roh verzehrte Speise sich kochte, oder wie man's nennt, wiederkäute. Da legte ich mich auch nieder und ließ mich von der Sonne bescheinen, oder ging nach Vogelnestern aus.

Bisweilen, wenn ich an der Halde am Speckfelde meine Ziege hütete, kam auch der Großvater zu mir heraus, setzte sich zu mir und erzählte mir allerlei Geschichten. Ich wollte ich könnte sie getreu wiedergeben, denn wenn ich auch manche später in Büchern gefunden habe — der Großvater las gern — so meine ich doch, das sind nicht die besten. Vielleicht komme ich einmal dazu, einige wieder zu erwecken. Seltsamer Weise ist mir ein Gleichniß von ihm tief in der Erinnerung geblieben. Er erklärte mir einst, daß die Ziege, wenn man ihr die feinen Laubschosse gesammelt als Futter in den Stall bringt, wie ich oft bemerkt, mehr davon verderbe als auffresse, während sie dagegen, wenn sie draußen an den Hecken sich das Futter selber holt und sich oft weit ausrecken und strecken muß, Alles mit Stumpf und Stiel verzehrt was sie abgebissen hat. Und so, sagte er, ist das auch ein Gleichniß für viele Menschen; auch diese werden viel haushälterischer, erfreuen sich ihrer Nahrung viel mehr, wenn sie sich solche holen, als wenn man sie ihnen in die Krippe giebt.

Ich sah den Großvater meist schon lang, wenn er durch die Wiesen daher schritt. Er ging langsam aber aufrecht, nur bisweilen blieb er stehen und scharrte mit dem Fuß die Steine hinweg, die in dem Fußweg lagen. Der gute alte Mann! Er bahnte noch gern Anderen den Weg, daß sie ohne Hindernisse weiter schreiten konnten.

Wenn ich ihn so von fern kommen sah, jubelte Alles in mir, und ich fing an laut zu jodeln und zu rufen, daß mich die Ziege oft verwundert ansah, dann aber schnell weiter fraß. Oft dauerte mir's aber zu lang, bis der Großvater herbeischlich. Ich band meine Ziege an einen Baum oder dicken Strauch, sprang dem Großvater entgegen und führte ihn an der Hand. Dann ließ er mich bisweilen los, und ich mußte die Steine vom Wiesenweg auf die Straße tragen. Wie selig saßen wir dann bei einander!

Einstmals aber habe ich den Großvater sehr gekränkt, und er that mir auch sehr wehe.

So einsam eine Ziege hüten, ist oft einem Kind auch langweilig. Wenn ich genug mit dem langen Seile gespielt und daraus allerlei Wellen und Schlangen geschnellt hatte, wenn ich genug gesungen oder den Bienen ihr Summen nachgespottet hatte, suchte ich nach etwas Anderem.

Hinter dem Gartenzaun des Kohlenbauers, wohin mich mein Hirtenleben oft führte, waren mehrere Kühe, Rinder und ein Füllen, welche weideten. Durch Rufen und Werfen und allerlei Mittel scheuchte ich nun oft das Vieh auf, und brachte es mehrmals dahin, daß das Füllen über den Zaun sprang und man es mit Mühe wieder einfangen mußte. Dann machte ich mich mit meiner Begleiterin schnell davon, ich glaubte, Niemand ahne den Thäter. — Eines Tages, als ich wieder ein großes Halloh machte, spürte ich plötzlich auf der bloßen Wade — denn ich ging barfuß mit ledernen Kniehosen — etwas wie einen scharfen Schnitt. Ich schaute mich um, der Großvater hatte hinter einer Hecke gesessen und mit einer langen

Peitsche nach mir gehauen. Es mußte, ohne sein Wissen, etwas Scharfes, ein Steinchen oder ein Nägelchen, in die Treibschnur eingeknüpft gewesen sein, denn ich spürte einen heftigen Schmerz, und das Blut rann an mir herab. Ich jagte nun über Hals und Kopf nach Haus und klagte: der Großvater habe mich geschlagen. Als man die blutige Wunde sah, schalt und zankte Alles. Die Wunde war ausgewaschen und verbunden, ich saß auf der Ofenbank und aß ein Stück Honigbrod, als endlich auch der Großvater zurückkam. Sogleich fiel Alles mit Zanken und Schelten über ihn her. Hier sah ich einen Schmerz in seinem Gesicht, den ich sonst nie an ihm gesehen habe, selbst damals nicht, als der Flederwisch ihn mit seinem Säbel getroffen hatte. Er blickte mich wehmüthig an und schaute dann, ohne ein Wort zu erwiedern, sich rechts und links um. Ich weiß nicht, ob ich einsah, daß ich den Großvater gekränkt hatte, da ich ihn bei andern Leuten verklagte; so viel aber erinnere ich mich, daß ich schnell aufstand, ihm die Hand gab, und sagte: „Kommet Großvater, wir wollen fortgehen."

Wir gingen fort, unsere Versöhnung war schnell und innig.

Mein Oheim Adam erzählte mir, er habe eine Zeit gehabt, da er das Nachtschwärmen liebte und oft spät nach Haus kam. Mochte es aber längst nach Mitternacht sein, stets traf er den Großvater noch wach, in der Stube sitzend, in einem Buche lesend, oder eine Pfeife rauchend. Dann mußte sich Adam zu ihm setzen und mit ihm von allerlei guten Dingen sprechen. Dabei sah ihn der Großvater oft ruhig und durchdringend an.

Nie sagte er ein Wort über diese Nachtschwärmereien, nie ging er auf Zureden ein, sich ungestört Ruhe zu gönnen, und Adam sagte mir: er habe in dem Gedanken, daß er noch seinen Vater sprechen und ihn mit freiem Blicke anschauen müsse, manchen Fehl unterlassen, zu welchem ihn sonst Jugendmuth und lustige Gesellschaft wohl verleitet hätten. Auch kehrte er bald früher nach Hause, da er seinen Vater nicht warten lassen wollte.

Vielen Kummer hat indeß mein Oheim Adam über den Großvater gebracht. Von unzähmbarer Wanderlust fortgetrieben, hatte er das elterliche Haus verlassen und man hatte viele Jahre keine Kunde von ihm erhalten. Der Großvater seufzte oft still über ihn, denn seine Seele hing mit besonderer Liebe an diesem seinem jüngsten Sohne. Er war mit dem Erzvater Jacob vergleichbar, der um seinen Joseph trauerte. Und als endlich Adam mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen aus Amerika zurückkehrte, da sprach er auch mit den Worten der Schrift: 1. B. M. 46. 30. und 48. 11. „Ich will nun gern sterben, nachdem ich dein Angesicht gesehen habe, daß du noch lebest. Ich habe dein Angesicht gesehen, das ich nicht gedacht hätte, und siehe, Gott hat mich auch deine Kinder sehen lassen."

Der Großvater galt in der ganzen Gegend als ein Freigeist — wie ich nachmals erfahren — denn er las vielerlei Schriften und hatte über Mancherlei seine eigenen Gedanken.

Einstmalen am Pfingstsonntag, als man eben zur Kirche geläutet hatte und der Gottesdienst begann, hatte er eine

Weile mit zusammengepreßten Händen vor der Kirche gestanden und war dann hinausgegangen in den Wald. Einem Manne, der ihm auf dem Wege begegnete, sagte er auf Befragen: „Es ist oft besser, man holt sich an der Thüre des Tempels nur einen flüchtigen heiligen Klang und trägt ihn dann in der Brust hinaus in die freie Welt. Ich will heute einmal hinausgehen, wo die Blumen, vom Winde bewegt, ihren Weihrauch aufsteigen lassen, und will hören, wie die Vögel in allen Zungen und Sprachen predigen und Gott lobpreisen."

Von jenem Tage an galt der Großvater als ein Freigeist, und doch liebte er Gott über Alles und seinen Nebenmenschen wie sich selbst. Später, als ich lesen konnte und die Augen des Großvaters nicht mehr gern den schwarzen Buchstaben folgten, mußte ich ihm oft aus der Bibel vorlesen. Ich sah ihn einmal weinen bei der Geschichte Jacobs, ich weinte aber nicht mit, sondern las emsig weiter, damit wir auf etwas Anderes kämen, was den Großvater von seiner Betrübniß abzöge. Als ich einst die Stelle las: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, sagte er leise vor sich hin: „Man könnte auch umgekehrt sagen: Liebe dich selbst wie deinen Nächsten!" Ich verstand das nicht recht, und dachte auch, man könne und dürfe die Worte der Schrift nicht versetzen und verrücken, und so las ich in diesen Gedanken weiter, ohne zu wissen, was mein Mund sprach; ich stotterte und stolperte. Der Großvater nahm mir die Bibel aus der Hand und schlug sie zu. Ich durfte ihm lang nicht mehr vorlesen. Dadurch ist mir Alles im Gedächtniß geblieben. Jetzt erst begreife ich, was er meinte: Liebe dich selbst wie deinen Nächsten! Betrachte dich

frei und unabhängig von aller Selbstverschönerung, aller Eitelkeit und Nachgiebigkeit gegen dich selbst, als ob du nicht du selbst, sondern ein fremder Mensch wärest. Wie schwer ist das!

Mein grübelnder Kindersinn machte dem Großvater viel zu schaffen, und seine stete Aufmerksamkeit mochte meine Fragen noch vermehren und verschärfen. Wie Manches ruht wohl in mir, das sein Geist gehegt und gepflegt hat. Es ist nicht Eitelkeit, wenn ich bekenne, daß wohl ein Theil seines Geistes auf mich überging. Ich spreche es in demuthsvollem Dank aus.

Warum nur in der Regel der Großvater den erstgebornen Enkel so sehr liebt und dieser ihm auch oft gleicht? Ich möchte sagen, daß der Kindwerdende sich zu dem Kindgewordenen hinneigt und ihre beiderseitige Liebe sich ineinander verflicht; es ist die freigewordene Eltern- und Kindesliebe, frei durch die Unabhängigkeit von dem blos natürlichen Bande und doch wieder verknüpft mit ihm.

Das Leben des Großvaters beschloß ein heiliger Tod. Noch jetzt in diesem Augenblick fühle ich seine Hand auf meinem Haupte, und es ist mir, als ob mich ein Geist berührte, ein milder, segnender Geist.

Es war bei der zweiten Heuernte, als der Großvater zum Letztenmal im Felde war. Der starke Duft des Heues mochte den siebenundachtzigjährigen Greis betäubt haben, er fiel ohnmächtig nieder. Er wurde nach Hause getragen, und als ich aus der Schule kam, eilte ich zu ihm. Er tastete mit zitternder Hand nach mir und hielt mich fest. Ich mußte fortan

aus der Schule und immer beim Großvater bleiben. Am fünften Tage seines Krankenlagers, Freitag Morgens, sagte er zu mir: „Lies mir aus der Schrift vor.“ — Ich mußte ihm die Bibel auf das Bett reichen, und er schlug auf. War es Zufall oder eine verborgene Fügung? Ich las zuoberst die Stelle: „Da nun die Zeit herbeikam, daß Israel sterben sollte —“ ich weinte, ich durfte nicht weiter lesen, sondern mußte alle Hausgenossen herbeirufen. Und der Großvater sprach: „Adam, richte mich im Bett auf, ich will zu Euch sprechen!“ —

Adam that, wie ihm befohlen, und stellte sich hinter das Bett, und der Großvater fuhr fort: „Adam, du bist mein jüngster Sohn, du hast manchen Kummer über mich gebracht. Ich vergebe dir von ganzer Seele. Du hast ein starkes Herz und einen mächtigen Geist, sei Herr über sie. Siehe das Pferd mit seinen schnellen Füßen, und man legt ihm Zügel und Gebiß an. Der Geist der Ruhe und Liebe walte über dich, mein lieber Sohn, Gott segne dich! —“

Adam preßte die Hände und den Mund zusammen, und athmete laut und gewaltig. Und der Großvater fuhr fort, und rief meinen Vater zu sich, und sagte: „Johannes, dir ist ein ruhig Leben beschieden, du bist fromm und geduldig, und deine Hand zögert. Laß Adam deine Hand sein, und er thue, wie ihr mit einander berathen. Sei stark im Thun, wie du im Dulden bist. Haltet treu zusammen, ihr Brüder, gedenket eures Vaters auf Erden und im Himmel, und seid einig mit ihm.“

Mein Vater stellte sich hierauf zu Häupten des Segnenden, und hielt die Mütze vor den Mund, um sein Schluchzen

nicht laut werden zu lassen. Meine Mutter rufend, sprach der Greis: „Du bist als Magd in mein Haus gekommen, und bist meine Tochter geworden. Du hast meine Liebe tausendfach vergolten. Erhalte mit fleißiger Hand, was euch der Herr beschieden, sei gut gegen die, so dir jetzt dienen, sei eine Mutter den Kindern meiner verstorbenen Tochter Magdalene, und Gott wird es dir, deinen Kindern und Kindeskindern vergelten. Sei gesegnet! —"

Die Mutter stellte sich zu Füßen des Bettes und betete leise. Zu Adams Frau gewendet, fuhr er fort: „Dein froher Sinn hat mir meine alten Tage erheitert. Du bist mir aus weiter Ferne von Gott ins Haus geschickt worden, daß ich inne werden soll, wie alle Menschen eins sind vor ihm. Pflanzet in die Herzen eurer Kinder die Liebe zu allen Menschen alles Glaubens, aller Länder. Gesegnet seist du, meine Tochter. —"

Das Antlitz der Großmutter mit beiden Händen bedeckend, sprach er dann mit zitternder Stimme: „Weine nicht zu sehr um mich, du Liebe, Getreue, harre nicht ängstlich auf den Tag, wo du wieder bei mir sein wirst, auf ewig. Gott stärke dich. —"

Er athmete tief auf, und rief aus erleichterter Brust meinen Namen. Ich kniete an seinem Bett nieder, und er legte seine Hand auf mich, und sprach: „Gesegnet seist du, mein Sohn. Dir ist viel beschieden vor anderen Menschen, sei ihnen ein Führer. Der Geist der Wahrheit und der Liebe ruhe auf dir, mein Sohn! — Nimm mich auf, du Geist der Liebe, vergieb mir —"

Und er sprach nicht mehr.

Und wenn ich jetzt von heiliger Stätte oder in stummer Schrift ein Wort aus tiefster Brust hole, um es in die Seele des Menschen zu strömen, so ist mir, als ob der Geist meines Eltervaters aus mir rede . . .

Möge ich leben wie er, und sterben wie er!

Eine Pfingstrede.

Es ist eine Kanzel, und wer weiß wo? es ist eine Gemeinde, und wer weiß ihren Namen? es sprach ein Redner ohne Amt und ohne Titel:

Wir sind hinausgezogen in grüner Frühsommerszeit da die Saaten wogen und die Vögel singen, und unser ist es, gemeinsam den Blick zu tauchen in die weite offenbare Welt. Hier sind wir Alle, und mit uns Pflanze und Thier und Stein, und die Luft und die Sterne; nur die Sonne sehen wir, weil sie andere Sterne verdunkelt, die jetzt gleicherweise über uns stehen, wie in der stillen Nacht, und anderen Welten leuchten andere Sonnen, jegliche in ihrem Kreise. Der Mensch aber nennt die Welt sein, die er mit seinem Geiste durchdringt, und der Mensch ist über den Thieren, über Pflanze und Stein, weil die Sonne des ewigen Geistes aus ihm leuchtet.

Ich bin hier herauf gestiegen, nicht weil ich bin über euch, sondern weil ich bin aus euch, und eure Gedanken sind die meinen, und ich spreche: Heilig ist der Arbeitstag!

Wie! ruft ihr vielleicht, willst du den Sabbath schänden, und ihm die Krone nehmen? — Fern sei das von euch und von mir.

Ich will euch nur sprechen von der Krone und Majestät des Menschen, und die heißt: Arbeit. Welches ist das höchste Laster, und ist doch nicht Begierde, nicht Leidenschaft? Es ist die Trägheit. Wie der Mensch allein durch seinen Willen arbeiten kann, so kann der Mensch allein auch träge sein; die Hölle des Lebens ist das Wünschen des Faulen, er kann nichts als wünschen; das Paradies des Lebens aber öffnet sich der Arbeit.

Hier stehen wir im Paradiese des Erdenlebens, und der Himmel ist so blau wie am ersten Schöpfungstage, die Sonne leuchtet so hell, die Vögel singen so fröhlich, Baum und Halm grünen so wonnig, die Wasser fließen so labend aus den Bergen und durch die Thale, und wir stehen mitten im Paradiese. Und dieß Paradies ist unser, unser durch die Arbeit. Freilich sehe ich viele von euch lächeln, und in sich hineindenken: deine Hand weiß wohl nichts von Schwielen, deine Stirne nichts von Arbeitsschweiß! Unser Paradies wäre das, wo man essen und trinken und wenig oder gar nichts arbeiten mag; auf uns aber lastet der Fluch, der schon gegen den Urvater ausgesprochen wurde, und noch zwiefach mehr, denn wir können nicht im Schweiße unseres Angesichtes unser Brod essen, wir müssen bei allen Mühen hungern! Die Arbeit ist der Fluch der Erbsünde, und er hat sich noch unsäglich vermehrt!

Ich will auf alles dieß antworten; nicht aus mir, aus euch.

Was unterscheidet den Menschen vom Thiere? Das Thier baut sein Nest und sucht seine Nahrung; es bereitet sie nicht, es findet sie. Vom Thier erkennen wir keinen Beruf als den, daß es lebe, durch sein Dasein die Mannigfaltigkeit, die Gesetze

der Naturkräfte darstelle; das Thier kann sich keinen Beruf wählen, der Mensch aber kann und muß es. Der Mensch ist nicht bloß da um zu leben, sondern auch um zu wirken, eine Spur seines Daseins erkennen zu lassen in dem was von ihm ausging, und nicht bloß in dem was er ist; er lenkt, bannt und fördert die Naturkräfte um sich her. Der Mensch greift ein in die ewig waltenden Naturkräfte, sein Wille ruht im Acker und in den aufschießenden Halmen, und was die Natur schafft, schafft er wieder, er bereitet es, und macht die Thiere zu seinen Dienern. Kein Geschöpf außer ihm hat ein anderes zu seinem Dienste. Und wie der Mensch die Erde um sich her durch Bearbeiten neu schafft, so schafft er auch in sich sein Loos und seine Hoheit. Das thun, wozu die bloße Natur drängt, ist auch dem Thiere gegeben. Der Mensch aber thut, was er als gerecht erkennt; und das ist die Pflicht, und jede begonnene Arbeit schließt den höchsten Segen der Pflicht in sich: denn sie lehrt das fortführen was einmal begonnen ist, und nun des Vollenders harrt. Und wie im einzelnen Menschenleben von einem Tag zum andern, so erbt in der ganzen Menschheit von Geschlecht zu Geschlecht sich die Hoheit der Pflicht fort, daß die Arbeit, die da begonnen wurde von Uranfang, unablässig und getreu fortgeführt werde. So arbeiteten Geschlechter vor uns und für uns, und so schaffen wir wiederum für die kommenden. Freilich giebt es mancherlei zu thun, was nicht anmuthet, und nur des äußern Vortheils wegen geschieht; aber auch im Vortheil liegt ein Segen, denn nur durch ihn geschieht die große Arbeit, welche der Mensch die Menschheit zu vollführen hat.

Die Erde ist das Paradies von ehedem, und Jeder kann sich darin finden.

Bin jung gewesen und alt geworden, und habe noch nie gesehen, daß ein wahrhaft Arbeitsamer darbte; denn versagte ihm die Thätigkeit, die er ergriffen, so wählte er eine andere und ließ nicht ab.

Und wißt ihr wie die Befreier heißen, die einem Jeden den Eingang ins irdische Paradies öffnen? Sie heißen Muth und Bildung. Unablässig seine Kraft gebrauchen, und den Geist üben, daß er die Mittel der Erkenntniß anwende, das lehrt selbst unabweisliche Naturereignisse verhindern oder ihre Wirkungen überwinden.

Seht dort den Strom — wer hat ihn gedämmt? Des Menschen Hand und des Menschen Geist.

Schaut euch um, es ist kein Kerzenlicht so hell als die Sonne, kein Teppich so weich als die Wiese, kein Trunk so labend als die Quelle, und des Menschen Hand mischt den nahrhaften Saft der Gerste und des Hopfens darunter, und stärket uns zwiefach, und dort an den Geländen wächst die fröhliche Rebe: ihr stehet mitten im Paradies und der Wunderstab, der die höchsten Wunder thut, ist der Stab an Hacke und Schaufel.

Sei gegrüßt, du helle frohe Welt, und seid gegrüßt ihr Alle, die ihr Theil habt an ihrer Schönheit, die ihr sie schafft und empfindet. Lasset die Freude des Tages durch eure Brust ziehen, und ihr seid wohlgefällig und genehm dem Ewigen. Heil sei der Arbeit!

Der Nelkenstock.

Bemerkungen aus dem Tagebuch eines Einsamen.

(Bei allen Dingen kommt es hauptsächlich darauf an, was man dabei denkt und fühlt, das macht sie groß oder klein, glücklich oder unglücklich; darum theile ich hier diese Beobachtungen mit. Der sie gemacht hat, ist der Schulmeister Adolph Lederer, auch Lauterbacher genannt, den du, freundlicher Leser, vielleicht noch von anders woher kennst; er war damals noch Unterlehrer im Waisenhaus zu G. Es hat aber auch nichts zu sagen, wenn du ihn nicht kennst, es ist eben einer jener Menschen, denen die ganze Natur ein Sinnbild, ein Fingerzeig zum Geiste hin ist, die mit unzerstörbarer Andacht die Welt betrachten, wenn sie auch nicht immer von Gott sprechen. Sieh zu, was daran echt ist, und ob du nicht auch manchmal auf solcherlei Betrachtungen kommen kannst oder willst.)

* * *

Es war eine wohlbedachte Aufmerksamkeit meines Freundes, daß er mir heute einen Nelkenstock schickte; noch sieht fast alles daran wie Gras aus (in der Pfalz nennt man auch die Nelken Grasblumen), aber schon sind einzelne Halme aufgeschossen,

und oben prangt die grüne Knospe, und birgt Farbenpracht und Blüthenduft in ihrem Behälter. Nein, erst was wahrhaft ans Tageslicht gedrungen ist, gewinnt schimmernde Farbe und erquickenden Duft. Jetzt ruht Alles noch farblos und duftlos im Schooß der Knospe. Wohl dem, was ans Tageslicht zu dringen vermag, und das wird was es sein soll. —

* * *

Ich hatte mir eigentlich einen blühenden Nelkenstock gewünscht, aber es ist besser so, ich soll still zuwarten und fürsorgen. Auch von Gott bekommen wir die Gaben in uns nur im Keime geschenkt, wir müssen vertrauensvoll zuwarten, sie hegen und stärken, bis sie gedeihen. Wolle nie, daß dir etwas sogleich in der Blüthe geschenkt werde.

* * *

Ich liebe die Nelken besonders. Die meinigen sollen schöne gefüllte sein, die Farbe weiß man noch nicht. Ich liebe die Nelken noch von meiner Kindheit her. Auf dem Lande bekränzen Nelken, Gelbveigelein und Rosen das Haus, und schauen hinein in die Fenster, und wieder hinaus in den Himmel. In der Stadt lieben sie allerlei fremde Blumen, bald ist diese, bald jene in der Mode. Warum nur so viele Menschen das Fremde lieben? Ja, da will immer Jeder etwas Besonderes haben, und er meint, das wäre viel schöner, weil er allein oder nur Wenige es haben. Auch das bezeichnet recht die Genußsucht der heutigen Reichen und Vornehmen: sie lassen von ihren Kunstgärtnern alle paar Wochen Blumen und Gewächse auf ihren Söllern wechseln, sie wollen nicht warten, bis die Blüthe aufbricht, und wollen dann das Welkende schnell

aus den Augen haben, immer nur Blüthen um sich sehen, die sie nicht selbst gepflegt.

* * *

Ich freue mich innig, daß ich nun doch ein Leben um mich her habe; der Tisch, die Stühle, der Schrank, die Bücher, alles das ist todt und hat kein Wachsthum und kein Leben; nun habe ich doch etwas aus der Natur, etwas Lebendiges. Die Gräser sind heute schon ein wenig gewachsen.

* * *

Ich muß mich vor zu vielem und zu starkem Begießen hüten. Wenn man von einem Kind, einem Baum, einer Pflanze etwas hofft, wird man gar leicht zu ungeduldig, und gießt immer darauf; man muß aber auch manchmal den Boden austrocknen lassen. — Es giebt freilich auch Sumpfpflanzen, die immer im Wasser stehen müssen, sie werden oft schön, aber ihr Leben ist gar gebrechlich und hinfällig.

* * *

Die Halme mehren und vergrößern sich. Wunderbare, geheimnißvolle Macht der Natur! In dem dunkeln Erdreiche ruhen still verborgen Säfte und Kräfte, eine höhere Hand pflanzt das Samenkorn oder einen Setzling hinein, Regen und Sonnenschein lassen die Säfte aufsteigen und zur Blume, zum Baum werden. In dieser Handvoll Erde halte ich das ganze Geheimniß der Welt und der Allmacht Gottes! Ein anderes Samenkorn, ein anderer Setzling in diese Erde gesenkt, und dieselben Säfte werden zu anderen Gebilden. Dieselben Säfte? In dem kleinsten Erdenstäubchen mag wohl eine unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Kräfte liegen, die geweckt,

aufgeregt werden können; schickt die Nelke die saugende Wurzel hinab, so ruhen die andern Kräfte, die der Rose, der Lilie der Kresse u. s. w. dienen könnten, einstweilen still. Glücklich! wenn sie nicht ganz sterben. Auch bei dem Menschen ist es so. Drum pflanzet Gutes und Edles hinein.

* * *

Aus den Zwischengelenken der Halme steigen neue Halme mit neuen Knospen auf. Wohl treibt Alles dahin, das Endziel des Halmes, die oberste Knospe zu füllen und zu entwickeln, aber die eine Blüthe ist nicht alleiniger Zweck des Halmes; auf den Zwischengelenken setzt sich auch ein eigenes Leben fest. Laß dir das auch zur Lehre im Leben sein: strebe nach Einem Ziele, aber auf den Zwischenstationen, in allen Abschnitten deines Daseins laß neue Blüthen sich ansetzen. — Zu beiden Seiten der Zwischengelenke ragen Deckblätter hervor, aber immer nur aus Einer Seite und nie aus beiden zugleich sprießt die neue Blüthenknospe. Merke dir das. Auch nicht am untersten Gelenke, nicht am untersten Absatze, sondern erst am dritten oder vierten Gliede schießt die neue Knospe hervor. Der erste Abschnitt des Lebens ist nichts für sich, und dient einzig und allein dem höheren.

* * *

Eine Knospe ist weit voran, daraus wird die erste Blume steigen.

* * *

Dieser Blumenstock ist mir ein Sinnbild meines eigenen Daseins: wenig Erde in einem Topfe läßt sich bald da- bald dorthin stellen, und das Eingepflanzte wächst weiter. Andere

Blumen, die draußen in der weiten Erde stehen, gehalten von der ganzen Macht des Erdenrundes, zu denen sich die Schwestern und Brüder neigen, die wachsen wohl fröhlicher; andere Menschen, die in Familien leben, von Schwestern und Brüdern umgeben, wie fröhlich mögen sie gedeihen, gehalten von den sichtbaren Händen der Menschheit, die sie umfassen. Und habe ich auch ein abgeschnittenes Stück Leben . . . wenn ich nur immer so viel Boden habe, um still darin wachsen zu können. —

* *
*

Ich möchte einmal eine Pflanze athmen sehen oder hören; — ja freilich, das hieße das Gras wachsen hören. Immer ist ein Schwirren in der Luft, ist das das Athmen der Erde und der Pflanzen? Am heißen Mittag aber ist's, als ob alles das aufgehört habe.

* *
*

Heute hat eine kleine Spinne ihr Gewebe zwischen den Gräsern ausgespannt. Alles in der Welt wird doch alsbald zur Unterlage für etwas Anderes; diese Gräser, in denen die Säfte hin- und herfließen, sind jetzt die Säulen und Tragbalken für das flüchtige Haus des Thierchens. So laß an dein Leben sich friedlich ein fremdes anbauen. Woher nur die Spinne wußte, daß hier ein Nelkenstock sei? woher sie kam?

* *
*

Farbe und Duft machen die Blumen zu Lieblingen des Menschen, aber noch mehr: sie sind es, in denen er sich, abgeschlossen in steinernen Gemächern und getrennt vom Schaffen und Wirken in der freien Erde, das reine Naturleben nahe

bringen kann. Könnt ihr nicht draußen unter freiem Himmel leben, so umstellt euch mit Blumen; das sind Mittler zwischen euch und der Mutter Natur; aber sperrt die Blumen nicht als Sklaven ein in eure Gemächer, laßt sie wenigstens von den Fenstersimsen den Himmel schauen und das Sonnenlicht trinken. Laßt auch die Vorübergehenden sie freudig schauen. Was ihr durch Kunst erzeugt, das mögt ihr in Gemächern halten, aber was die Erde hervorbringt, muß in den Himmel schauen und gehört allen Menschen, daß sie, die Schönheit betrachtend, es genießen.

* * *

Nicht die Knospe, von der ich es erwartet, sondern eine andere beginnt aufzubrechen, ein dunkelrothes Zünglein ist seitwärts aus der Verhüllung geschlüpft. Ich freue mich der glühenden Blätterfülle, die da kommen wird, und sehe nun wieder, daß nicht immer von da die Blüthe kommt, wo wir sie erwartet haben.

* * *

Die Halme beugten sich nieder, ich mußte sie an einem Stäbchen aufbinden. Was für sich selber kein Leben mehr hat und keine Nahrung mehr braucht, was aber stark geworden ist, da es noch lebte, das dient schwachen Ranken zur Aufrechthaltung. Mit großen Männern und kleinen Menschen ist es auch so.

* * *

Ein Halm — der, von dem ich die erste Blüthe erwartete, ist, ich weiß nicht wie, abgebrochen, gerade am zweiten

Gelenke, aber noch hängt er an einigen Fasern und grünt. Vielleicht mag auch noch ein gebrochenes Leben fortbestehen und zur Blüthe gelangen.

* * *

Immer mehr werden der aufbrechenden Knospen, sie wollen keiner einzelnen den Vorrang lassen. Der geknickte Halm ist ganz abgebrochen, ich habe ihn zum Spaß geschindelt, ich glaube nicht, daß er wieder aufkommt.

* * *

Drei Nelken sind heute früh aufgebrochen, es sind einblätterige, gezackte. Also getäuscht! Die Freude, diese lang ersehnten Blumen zu sehen, war sehr gedämpft, weil ich gefüllte erwartet hatte; ja ich war so böse, daß ich sie weggeschenkt hätte, wenn Jemand dagewesen wäre: aber die Blumen sahen mich so freundlich an, und ich freute mich ihrer endlich innig. Wird auch die Blüthe meines Lebens keine gefüllte, sondern eine schlichte einfache sein, ich will mich daran erfreuen, und die Menschen mögen sie freundlich hinnehmen. — Eine einfache Nelke ist eigentlich viel schöner als eine gefüllte, Griffel und Staubfäden treten bei der einfachen besser heraus, und man kann ihr bis ins Herz hineinschauen.

* * *

Der geknickte Halm ist ganz verwelkt. Ja, selten kommt ein Leben in allen seinen Theilen zur glücklichen Entfaltung, der Tod verlangt seinen Zoll. Mag der Tod seinen Zoll verlangen, ich will mich des schönen Daseins der Blüthen erfreuen.

* * *

Ich war gestern verreist. Als ich heute nach meinem Nelkenstock sah, war er welk und abgestanden, die Halme fast geknickt und weißlich gelb. Der Boden war fast ausgetrocknet. Ich bin nicht gewohnt, daß, wenn ich weggehe, zu Hause noch etwas zu versorgen bleibt. — Gewöhne dich daran, daß diejenigen, welche deiner Pflege bedürfen, nach deinem Ausgange aus dem Haus oder aus dem Leben frisch fortgrünen können: versorge sie.

Der Nelkenstock ist durch Begießen wieder erfrischt und belebt.

* *
*

Es kommen keine andern Knospen als solche, die bereits da waren, bevor die erste Blüthe aufging. Die absterbende Blume, die ihre Blätter wieder zusammenlegt, sieht fast wieder aus wie die aufbrechende Knospe. Entspricht das nicht dem Kindischwerden im Greisenalter?

Die spätern Halme treiben nur eine einzige Blume.

Alles das ist auch sinnbildlich.

* *
*

Ich wünschte, daß es eine Geschichte der Blumen gäbe, d. h. eine Erzählung von ihrer Herkunft, ihrer Verbreitung über die Länder und ihrer Aufnahme in den verschiedenen Ständen. Wenn man sieht und erfährt, was die Menschen hegen und pflegen, lernt man ihr innerstes Wesen am besten kennen. So ist heutigen Tages die seifensteife Kamelie die Lieblingsblume der sogenannten Vornehmen geworden, wie ehedem die Tulpe, die man mit Recht den Pfau unter den Blumen nannte. Rose, Goldlack, Rosmarin und Reseda sind

Lieblingsblumen des Volkes, vor allen aber die Nelke; sie ist bescheiden, nimmt mit einem alten Scherben und wenig Pflege vorlieb und ist dabei doch charaktervoll, farbenprächtig und gewürzduftig. Habe ich Unrecht, wenn ich sie die Lerche unter den Blumen nennen möchte?

Es ist mir gelungen, in einem alten Blatt etwas von der Geschichte der Nelke zu erfahren. Auch ihre Geschichte verliert sich zuletzt in die Sage. Ludwig der Heilige soll im Jahr 1270 die erste Gartennelke aus Tunis nach Europa gebracht haben. In der Ritterzeit war sie schon allgemeiner bekannt, und man findet sie auf vielen Bildern von damals, namentlich in Frauenhand. Die Niederländer, die eifrigen Blumenzüchter, setzten die Nelke bald über die mit fast lächerlicher Liebhaberei betriebene Tulpenzucht. Im Jahre 1600 gab der große General Condé ein Buch heraus, betitelt: „Vorschriften zur Erziehung schöner Nelken,“ und es sollen außerdem viele Bücher über die Nelken geschrieben worden sein. Vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts an wurde die Nelke allgemeine Lieblingsblume des Volkes, von da an hörte sie aber auch auf, bei den Vornehmen in Ansehen zu stehen.

Liegt darin nicht wieder ein Stück allgemeine Geschichte des Menschengeschlechts, wie das, was ehedem nur Liebhaberei einzelner Bevorzugter war, doch endlich zum Gemeingute wird?

Wird es nicht auch einmal mit den Blumen der Erkenntniß, mit der Geistesbildung so werden? . . .

Ein Generalstücklein von Kriegsgeschichten.

Die schöne und fröhliche Stadt Mainz ist eine Bundesfestung; es befindet sich nämlich kaiserlich-österreichische und königlich-preußische Besatzung darin, und die Stadt gehört zum Großherzogthum Hessen-Darmstadt. Eines Morgens kommt in ein Wirthshaus oder — vornehmer gesagt — in einen Gasthof am Rhein ein munterer, sauber und schmuck gekleideter preußischer Offizier, ein junges Blut, hat aber eben wenig davon in den Backen, sieht im Gegentheil sehr übernächtig aus, hat sich wohl am vergangenen Abend etwas zu viel zugemuthet, und muß nun einen Rebellen zur Ruhe bringen, dem nicht mit Kugel und Säbel beizukommen ist. Man merkt schon, wie es bei ihm bestellt ist, denn er bestellt sich einen friedenstiftenden marinirten Häring. Der wird auch vom Kellner alsbald aufgetragen, schwimmt ganz appetitlich in einer weißen Brühe mit grünen Kapern, und hat die Friedenspalme und den wohlfeilsten Lorbeer im Maul. Der junge Mann schneidet dem ruhigen Fisch mit Behagen den Kopf ab, und nickt zufrieden, während er das Mittelstück verspeist. Nicht weit davon sitzt ein epaulettenloser österreichischer Offizier vor einem Schoppen Laubenheimer, wünscht dem preußischen Kame-

raden einen gesegneten Appetit, und fährt dann zutraulich fort: „Nicht wahr, Herr Kamerad, das ist ein Gusto, 'was Delikates? Bin in Italien gestanden, da wachsen diese an Sträuchern."

„Sie scheinen heiter aufgelegt," erwiderte der Preuße, „aber ich muß Sie ersuchen, mir derartigen Schnickschnack nicht aufbinden zu wollen."

„Gar kein Schnickschnack, ist mein voller Ernst."

„Lächerlich! wie können Sie so was behaupten?"

„Und ich sag' Ihnen, ich hab's selbst gesehen, sie wachsen an Sträuchern."

„Und ich will jetzt keinen derartigen Scherz! Suchen Sie sich einen Andern für dergleichen lächerliche Behauptungen."

„Gar nichts Lächerliches, es ist so, Sie können mir's glauben, ich hab's mit eigenen Augen gesehen."

Dann werde ich Ihnen den Staar stechen," sagt der Preuße aufbrausend, dem noch etwas Verstimmung im Magen gelegen haben muß. „Ich bin es müde, mich mit solch albernem Scherze necken zu lassen."

„Das ist zu viel," sagt der Oesterreicher.

„Nun denn," fährt der Preuße hitziger fort, „so kommen Sie morgen früh um neun Uhr in den Mombacher Wald mit einem Secundanten, und ich werde Ihnen mit einer Kugel Antwort geben!" Und damit stürzt er zornig fort.

„Auch recht," sagt der Oesterreicher, und trinkt ruhig seinen Laubenheimer aus.

Am andern Morgen zur gesetzten Stunde treffen sich die beiden richtig mit noch anderen Kameraden im Mombacher Wald.

Ein Zweikampf wird in aller Ordnung (was man hiebei eben Ordnung heißt) veranstaltet und ausgeführt. Auf ein gegebenes Zeichen schießt zuerst der Oesterreicher, als der Beleidigte und — fehlt. Der Preuße drückt nun los und trifft seinen Gegner in den linken Oberarm; man setzt ihn auf den Boden und verbindet ihm die Wunde. Der Preuße geht auf ihn zu und sagt:

„Nun Kamerad, behaupten Sie noch, daß die Häringe an Sträuchern wachsen?"

Treuherzig erwidert der Oesterreicher: „Mein' ich ja gar nicht die Häringe, mein' ich ja die Kapern."

„Und doch habt ihr einen Zweikampf ausgefochten!" rufen alle Umstehenden.

* * *

Nun denk' einmal darüber nach, lieber Leser, ob in dieser kleinen Geschichte nicht das Grundwesen der meisten Kriegsgeschichten enthalten ist?

Der Streit um einen Pfiff.

In der Heimath des Gevattersmanns erzählt man sich eine Geschichte, die er seinerseits nun auch hier berichten will.

Der Zinngießer Huber war viel gewandert, und glaubte ein großer Menschenkenner zu sein, aber das weibliche Herz studirt man nicht so bald aus, und obgleich Huber bereits ansässiger Meister war, sah er doch schon einige Monate nach der Hochzeit, daß er in einem gewissen Bereiche der Menschenkenntniß noch Lehrjunge sei, und die Art, wie er darauf kam, war lustig und traurig in Einem Stück.

Unser Meister war also verheirathet mit einem eben so fleißigen als aufgeweckten Weibchen; er arbeitete mit zwei Gesellen, hatte ein wohleingerichtetes Haus, und daneben ein kleines Gemüsegärtchen mit einem großen Birnenbaum, der trug sogenannte Zweiputzer-Birnen, bei deren Verspeisung man wie die Gans beim Trinken den Kopf hoch halten muß, damit kein überflüssiger Saft herabläuft.

Es war sehr gescheidt von der Mutter Hubers, daß sie ihn just in der Mitte des Juni geboren hatte, nicht eben weil er ein Prinz war, und das ganze Volk in dieser geschickten Jahreszeit um so bequemer verehrungsvolle Kränze winden

konnte, sondern weil es eben anmuthend ist, an dem Tage, da man zuerst in die Welt kam, auch froh hinauszukönnen in die freie Natur. Das hatte sich die junge Frau Huber wohl zu Nutze gemacht. Am Morgen, er war sonnenhell und frisch, stand unter dem Birnenbaum ein kleines Tischchen mit weißen Linnen bedeckt, und darauf bei dem zinnernen Kaffeegeschirr eine goldgestreifte Geburtstagstasse inmitten eines Kranzes von frischen Rosen.

Unser Meister war kein Freund von vielen Worten, absonderlich des Morgens. Er drückte seiner Frau tapfer die Hand für die schöne Ueberraschung, und sie verstand was das sagen wollte. Er trank den Kaffee, wozu sie ihm allen Rahm oben abschöpfte, und tunkte den Butterzopf mit vielem Behagen ein. Das war nach seiner Art die beste Danksagung. Nach dem Kaffee zündete er sich eine Pfeife an, und aus Rauch und Wolken tönte es wie eine Offenbarung aus seinem Munde:

„Das hast du brav gemacht, und ich gönne mir's gern, noch eine halbe Stunde so müßig dazusitzen, und wenn's nicht wegen der Leute wäre, die aus allen Nachbarfenstern in unsern Garten hereinschauen können, ich möchte dir den Rosenkranz da auf den Kopf setzen. Der Himmel ist so schön blau und die Luft so gut, und die ganze Welt ist gut, und du vor Allem."

Er hielt den Rosenkranz in der Hand, und die Frau faßte ihn an der andern Seite; es war wie ein Sinnbild der hellen Freude, die sie so verband.

Nach einer Weile sagte Meister Huber: „Und das hast

du auch so schön bestellt. Horch, die Tafelmusik! Wie der Fink auf dem Birnenbaum über uns so schön pfeift."

„Ein Fink? Ein Fink?" sagte die Frau, „du hast dich verhört oder versprochen, das ist eine Grasmücke und kein Fink."

„Frau, höre doch zu, du wirst mich doch nicht lehren wollen den Vogelpfiff kennen? Hör' doch! Ist das nicht der Fink?"

„Ich hör' ganz gut und deutlich, das ist eine Grasmücke."

„Wie kannst du nur so widerspenstig sein? Das hört ja jedes Kind was das ist."

„Ja, ja, nun hör' ich eben deutlich die Grasmücke."

„Frauele, gutes Frauele! Du verdirbst mir den schönen Morgen mit deinem Widerspruch. So hör' doch ordentlich zu. Nein, es ist vorbei; wenn man einen Vogelsang beschreit, ist er plötzlich verstummt. Guck, mit deiner lauten Widerrede hast du noch gar den Vogel verscheucht. Siehst du? Sieh' ihn an, siehst du jetzt nicht, daß es ein Fink ist?"

„Meinetwegen, meinetwegen sei's was es wolle, meinetwegen ein Kukuk!"

„Du glaubst also noch nicht, daß es ein Fink ist?"

„Ja, meinetwegen, dir zu Gefallen, weil heut dein Geburtstag ist. Sei nur ruhig."

„Das nehm' ich nicht an, ich will nichts geschenkt, kein Wort und nichts. Siehst du denn jetzt nicht ein, daß du dich geirrt hast?"

„Ehrlich gestanden, nein! Aber ich will dir meinetwegen Recht geben.“

„Ich laß mir nichts geben, was ich hab'; und wenn du jetzt nicht glaubst, daß es ein Fink ist, so zerschmeiß' ich da die Tasse an dem Baum. Was stehst du so stumm da? Was pressest du die Lippen übereinander? Was stehen dir die Augen voll Wasser? Verdien' ich das? Kannst du nicht besser Einsicht annehmen? So red' doch! Du redest nicht? Da!“

Und klirrend zerschmetterte die schöne goldgestreifte Geburtstagstasse am Baumstamm.

Die Schürze vor das Gesicht haltend, ging Frau Huber nach dem Hause zurück. Der Mann aber saß noch eine Weile Zorneswolken paffend da, grimmig auf die ganze Welt, auf seine Frau, und ganz heimlich auch wieder auf sich. Er ging dann verdrossen an seine Arbeit, und der Tag, der so schön begonnen hatte, ward ihm zur Pein. Seiner Frau vor den Augen der Nachbarn den Kranz aufs Haupt zu setzen, hatte er sich gescheut; aber seinen Jähzorn auszulassen, und die schöne Stunde wie das Geschenk zu zerschmettern, dazu hatte er kein Bedenken getragen. Aber so ist die Leidenschaft! Sie reißt mit fort und überspringt alle Rücksicht.

Die Scherben ließen sich nicht mehr zusammenkitten, aber obgleich Huber in sich überzeugt war, daß er Recht gehabt, und nur in seinem Zornesausbruch zu weit gegangen sei, bemühte er sich doch, das glückliche eheliche Einverständniß wieder herzustellen, und es gelang ihm. —

Wieder ist ein Jahr vorüber, und wir sehen das Ehepaar vor demselben blanken Zinngeschirr und unter demselben

Birnenbaum sitzen, zur fröhlichen Geburtstagsfeier; aber heute liegt kein Kranz von Rosen auf dem Tische, ein schöneres lebendigeres Kennzeichen hält die beiden Eheleute verbunden. Die Frau hat ein rothwangiges Kind auf dem Arm. Der rahmbedeckte Kaffee und der Butterzopf mundete wiederum vortrefflich, und bei den ersten Zügen aus der Pfeife sagte der Mann:

„Denkst du noch, Mutterle, was wir vor'm Jahr für Narren gewesen sind? Haben uns den schönen Tag verdorben wegen des Vogels.“

„Ja,“ sagte die Frau, „und du hast mich immer zwingen wollen, ich soll sagen, es sei ein Fink, und es ist doch eine Grasmücke gewesen.“

„Mutterle, was machst du für Sachen? Wie kannst du das noch sagen?“ rief Meister Huber, und die Zornesader schwoll ihm auf der Stirn.

„Ja, ja, ich will ja sagen, es ist ein Fink gewesen, ja, ja, ein Fink.“

„Du sollst's nicht blos sagen, du sollst's auch glauben.“

„Glauben? Ja, ja, wie du's willst, ja.“

„Nein, nicht blos weil ich's will, du mußt's einsehen, daß du dich geirrt hast; oder willst du noch einmal —?“

„Nein, ich sag: willst du noch einmal? Hast du vergessen, wie du das Damalige bereut hast? Zu so etwas kann man einen Andern nicht zwingen, ja, man kann sich selber nicht zwingen, etwas zu glauben, was man nicht glaubt.“

Die Faust Meister Hubers entballte sich, und er reichte seiner Frau die Friedenshand über den Tisch und sagte: „Aber

Ich kann mich zwingen, und von heute an will ich dir zu lieb annehmen, es ist eine Grasmücke gewesen."

„Das will ich wieder nicht," sagte die Frau. „Das wäre eben so wenig Recht von mir, als es von dir gewesen ist. Du müßtest doch im Innern denken, es ist ein Fink gewesen."

„Ich sage aber meiner Frau zu lieb anders."

„Das könnt' ich ja ebenso gut wie du auch so machen, aber das darf nicht sein. Es schadet nichts, wenn Zwei über eine Sache verschieden denken; wenn Eines nur dem Andern glaubt, daß es bei ihm wahr ist, dann wird man auch nicht verlangen, daß es anders glauben soll als es kann. Es darf Keines vom Andern verlangen, daß es ihm zu lieb heucheln soll. Das wäre die ärgste Sünde. Wo's darauf ankommt, etwas zu thun, da kann man sich zwingen; aber zu Gefallen glauben kann man nicht, und Gottlob, es sind ja nur Kleinigkeiten, über die wir nicht einerlei Meinung sind. Es ist nichts als ein Streit um einen Pfiff. Und es muß dir noch eine besondere Freude sein, daß ich dir in derlei Sachen um des Friedens willen nicht nachgebe und nicht heuchle. Das wäre ja viel leichter. Du kannst daraus abnehmen, daß wenn ich sage: ich bin mit dir einerlei Meinung — ich es auch gewiß und wahrhaftig bin. Dafür kannst du schon den Streit um einen Pfiff dreingeben."

„Du bist ein ehrliches Herz," sagte Meister Huber, und er hatte Gelegenheit, das sein ganzes Leben lang als Wahrheit zu erkennen, und der Streit um einen Pfiff war in den Wind geblasen.

Das Vollkommene.

Ein kleiner Fürst, der seine größte Freude an seinem großen Pferdestall, oder, höflicher gesprochen, an seinem Marstall hatte, ließ einmal einen vielgerühmten Pferdehändler zu sich kommen und sagte ihm:

„Nun sollst du mir etwas verschaffen, was ich mir schon lange wünsche. Ein Pferd mit kleinem Kopf, großen Nasenlöchern, großen und vorstehenden Augen, kleinen, aufrechtstehenden, nahegerückten und leichtbeweglichen Ohren; der Hals darf nicht zu lang und nicht zu kurz sein; schlank und voll im Gurt, dabei breit von Brust und Schulter, der Leib rund und ebenmäßig, die Lenden breit, das Rückgrat wagerecht, der Schwanz hoch angesetzt, die Füße kegelförmig ablaufend, unten sehr schlank, oben sehr fleischig, der Huf rund, hoch, und an der Ferse breit. Das Geäder an Kopf und Füßen durchsichtig; die Haare fein, glänzend, kurz und anliegend; die Größe 16 bis 17 Faust. Am besten ein Rappe, wenn das nicht, ein Hellbraun mit vier weißen Füßen und einem Stern, natürlich feurig und muthig, gelenk, aufmerksam, gelehrig und ausdauernd. Solch ein Pferd verlange ich. Ich stelle dir gar keinen Preis, du kannst dafür fordern, was dir gerecht erscheint."

„Den Preis weiß ich schon," erwidert der Pferdehändler, „das Pferd kostet auf Heller und Pfennig — fünf Thaler!"

„Fünf Thaler? Bist du närrisch?"

„Wie gesagt, fünf Thaler, denn solch ein Pferd giebt es nur gemalt."

Hausruhm.

König Salomo der Weise soll der Sage nach durch einen Zauber die Stimmen aller Vögel verstanden, und unbedingte Macht über diese besessen haben. Und so schaut König Salomo eines schönen Morgens aus seiner Burg Zion zum Fenster hinaus, und betrachtet sich mit Behagen den Tempel, den er da gebaut hat. Da hört er einen Sperling, der mit einem andern auf der Dachfirste sitzt, zu diesem sagen: „Der König Salomo ist so stolz darauf, diesen mächtigen Tempel gebaut zu haben, und ich, ein kleiner Sperling, wenn ich mit meinem linken Fuß dreimal stark auftrete, zertrümmere ich das ganze Gebäude.“ Der Zuhörende schüttelt den Kopf und schaut den Mächtigen staunend an. König Salomo aber pfeift dem Prahler und gebietet ihm, schnell zu ihm ans Fenster zu fliegen. Das geschieht auch unweigerlich, und König Salomo spricht: „Wie kannst du kleiner Knirps nur so übermüthig frech sein und dich einer solchen Uebermacht berühmen?“ Drauf erwidert der Sperling: „Nimm es nicht übel, lieber König, es ist meine Frau, zu der ich das gesagt habe, und du weißt ja, vor seiner Frau giebt man sich gern ein Ansehen.“ „Hast Recht, flieg' ab.“ Salomo macht das Fenster zu, und der Vogel fliegt ab, wiederum zu seiner Frau, und erzählt ihr mit erhabenem Stolz, daß er dem König heilig versprochen habe, nie von seiner Gewalt Gebrauch zu machen.

Vom Marktgang.

„Auch zu Markte gewesen?“ rief der Pfarrer vom Berge, auf dem Heimwege stehen bleibend, dem nachkommenden Bürgermeister und dessen Frau zu; und als der Bürgermeister bei ihm stand, bot ihm der Pfarrer eine frische Prise aus seiner Buchsbaumdose, die er oft stundenlang in der Hand hält.

Der Bürgermeister dankte und sagte: „Ja, hab' ein Paar Ochsen kaufen wollen zum Mästen, aber sie sind zu theuer, warte lieber bis auf den nächsten Markt.“

„Das ist schön,“ sagte der Pfarrer, „daß Sie mit einander heimgehen. Es hat für mich immer etwas Aergerliches, wenn der Mann seine Frau voraus heimschickt, um sich noch allein lustig zu machen; eine Lustbarkeit, die man nicht gemeinsam haben darf, ist keine rechte.“

„Ja,“ ergänzte die Bürgermeisterin, „da könnt' ich über meinen Mann nicht klagen, der blieb' um Alles in der Welt nicht allein; er hätt' wohl noch einen Schoppen trinken können, aber ich muß heim, beim Abendessen muß doch Eins von uns mit dabei sein, und da ist er eben mit.“

Der Bürgermeister sagte schmunzelnd: „Wenn du mich nur loben kannst! Aber es ist nicht lauter Gutheit, daß du's

thust, du weißt wohl, daß du dir den Rahm davon abschöpfen darfst. Es ist Einem halt nirgends wohler als daheim, und wenn's nicht wär', daß man auch einmal unter die Leute käme und sähe, was das Sach gilt, und was Kauf und Lauf ist, ich käme das ganze Jahr nicht über unsre Gemarkung hinaus."

„Hat die Frau Bürgermeisterin etwas eingekauft?" fragte der Pfarrer.

„Nein, ich hätt' schon, aber ich habe nichts gefunden, was mir angestanden hat."

„Da sehen Sie die hoffärtige Frau," spottete der Bürgermeister. „Und in den Jahren! Ist das erhört?"

Die Bürgermeisterin wurde über und über roth, als sie entgegnete: „O, dagewesen wäre schon was ich brauche, aber es hat mir kein Verkäufer gefallen."

„Jetzt will sie mich auch noch eifersüchtig machen," lachte der Bürgermeister, und der Pfarrer fragte: „Was ist Ihnen denn geschehen?"

„Ja," fuhr die Bürgermeisterin fort. „Auf dem Markt ist mir heute die Welt so schlecht vorgekommen, daß mir das Herz im Leibe gezittert hat. Da sind die Sechskreuzerbuden, wenn man da was kauft, weiß man doch gleich, um wie viel man angeschmiert ist; aber ich brauche nothwendig eine Sonntagsjacke, die ich da anhabe, paßt nicht mehr. Da bin ich nun von Bude zu Bude, das Zeug hätt' mir schon gefallen, aber wo ich ein Anbot gethan habe, hat jeder Krämer und seine Frau und sein Kind und sein Diener, Alle haben sie geschworen: auf Ehr' und Seligkeit, ich kann es nicht so geben! Bin ich

dann fortgegangen, haben sie mir nachgerufen und haben mir's doch geben wollen, aber ich habe es nicht mehr genommen."

„Die Weiber können halt das Feilschen nicht lassen. Warum hast du was abhandeln wollen? Du bist gewiß wieder bei den Juden gewesen; die Weiber sind teufelmäßig darauf erpicht, bei den Juden einzukaufen, sie meinen, sie kriegen's da halb geschenkt."

So höhnte der Bürgermeister, und seine Frau erwiderte: „Nein, nein, ich bin bei Juden und Christen gewesen, bei Katholischen und Evangelischen, und überall ist das Gleiche, wenn auch mit andern Redensarten: auf Ehr' und Seligkeit; ich soll da Gift mit hineinrauchen; mir soll das Zündhölzchen auf der Seele verbrennen; ich soll verdammt und verloren sein, wenn ich's um den Preis geben kann, und so und so. — Mir ist's auf einmal ganz heiß geworden, daß die Menschen ihr Bestes verpfänden wegen ein paar Groschen, und ich hab' keine Jacke gewollt, worauf das verpfändet ist; mir ist's gewesen, wie wenn das Kleid einen geheimen Schaden, einen Schmutzfleck hätte, den Niemand sieht, und den man doch nicht herauskriegen kann, und ich hätte mich geschämt, mit so einem Kleid, an dem solch eine Sünde hängt, in die Kirche und zu Gottes Tisch zu gehen. Lieber bleibe ich bei meiner alten Jacke und warte, bis ich einmal einen ehrlichen Kaufmann treffe."

„Ja," sagte der Pfarrer, „und Gott weiß es, daß Sie in diesem Kleide ihm mehr dienen, als in dem besten Putze. Das, was Sie gethan haben, macht mich ganz glücklich; das ist die echte Rechtschaffenheit. Nicht nur wer eine Sünde thut,

hat den Fehl auf sich, nein, auch wer sie geschehen läßt. Ja, es ist fürchterlich, was in einem solchen Marktgewühl zertreten wird! Aber das ist die rechte Liebe zu Gott, wenn wir überall der Wahrheit gedenken, und aller Orten die Rechtschaffenheit predigen, sei es durch Worte, sei es durch Thaten. Haben Sie Einem der Krämer gesagt, warum Sie sich von ihm abwendeten?"

„Ja, Einem, aber nachher Keinem mehr; denn ich bin ausgelacht und ausgeschimpft worden, daß ich geglaubt habe, ich müßte in den Boden sinken."

„Auch das muß man sich gefallen lassen, verspottet zu werden, weil den Menschen die Tugend zu kleinlich erscheint. Der Frohmuth, der den Menschen erfüllt, wenn er weiß, etwas Rechtes gethan, und etwas darum erlitten zu haben, ist der gottselige. Das Beste wäre, wenn recht Viele ihn empfänden, sie würden sich dessen nicht rühmen und sich nicht damit brüsten, sondern glücklich sein, und immer nach weiterem, nach höherem Glücke streben."

Man ging geraume Zeit still neben einander her. Als man auf der Anhöhe des Dorfes ansichtig wurde, sagte der Pfarrer wieder: „Jetzt hab' ich etwas Besseres, als eine Tanzweise, die mir sonst noch im Ohre klang, wenn ich vom Markte heimkehrte; und doch hat mich's wahrhaftig wehmüthig gemacht, daß auf dem Jahrmarkt keine Tanzmusik mehr sein darf; das ganze Getreibe hat so etwas Todtes, Gespenstiges, Beengendes, und sonst war's, wie wenn die Leute auf den Straßen nach der Musik in den Wirthshäusern hin und her gingen."

„Sie sind der erste Pfarrer,“ sagte der Bürgermeister wieder in seiner neckischen Weise, „Sie sind der erste, der der Tanzmusik das Wort redet.“

„Weil ich weiß und will, daß die Menschen sich in Heiterkeit ihres Daseins freuen mögen. Wegen dieses oder jenes Unfuges, der dabei geschehen kann, hat die Staatsgewalt mit ihren unzähligen Helfern und Dienern nichts thun können als — einen Strich durchmachen, aus ist's, verboten, bei so und so viel Strafe. Das ist leicht, aber auch jämmerlich. Den Menschen eine Freude nehmen, heißt sie arm machen und verderben. Das Leben hat Kummer und Lasten genug, man braucht nicht noch das Wenige was von Heiterkeit drin ist, mit dem Polizeistock todtzuschlagen.“

„Ja, und da haben Sie Recht,“ sagte die Bürgermeisterin, „sehen Sie, dort hinter dem Berge im Wolfseck, dort liegt das Hofgut meines Vaters, und noch jetzt lacht mir das Herz im Leib, wenn ich daran denke, mit welcher Heiterkeit ich zum Jahrmarkt gegangen und wieder heimgekehrt bin. Draußen auf dem Hof ist es das ganze Jahr so einödig und still, man sieht keinen Menschen und hat keinerlei Gelegenheit zur Lustbarkeit, wenn man auch mit sich zufrieden ist; da war der Jahrmarkt ein wahrer Jubeltag, und wenn man heim war, und schon lange im Bett gelegen ist, hat man noch immer die Tanzmusik im Ohr gehabt, und die neuen Ländler andern Tags einander vorgesungen, und Eins hat dem Andern im Wiederfinden der Weise ausgeholfen, bis man sie endlich ganz beisammen gehabt hat.“

„Und das Beste vergißt du!“ lachte der Bürgermeister

wieder. „Auf dem Tanz am Jahrmarkt haben wir uns kennen gelernt. Weißt noch den Ländler, den wir zuerst mit einander getanzt haben? „„Kraut im Häfele, Supp' im Kächele.““ Weißt? das geht drauf. Freilich, damals bin ich noch ein Bursche gewesen, der eine Gerte in der Hand gefuchtelt hat, und nicht wie jetzt sich auf einen Stecken stützt, und da hinüber auf Wolfseck, das war für mich ein Katzensprung. Beim Sternenschein bergauf und bergab und gejodelt und gesungen. Ich weiß nicht, wie die jungen Leute jetzt einander kriegen; es wird noch so weit kommen, daß man bei Amt eine Klassenlotterie macht wie bei der Rekrutirung, und die das gleiche Vermögen haben und das gleiche Loos ziehen, müssen einander heirathen. Wenn die Welt so fortgeht, stirbt alle Lustbarkeit aus, und die Welt nach und nach selber.“

„Der alte Gott lebt noch,“ sagte der Pfarrer. „Das Menschenherz ist unverwüstlich, sie können darauf herumtrampeln mit ihren Polizeistecken, und darauf herumkritzeln mit ihren Kanzleifedern, sie können's doch nicht tödten.“

Man trennte sich am Pfarrhause, und obgleich Keines der Drei etwas eingekauft hatte, war es einem Jeden doch noch den ganzen Abend, als ob es ein besonderes unnennbares Marktgeschenk bekommen habe. Als es Nacht geworden war, und der Pfarrer am offenen Fenster hinauf sah zu den Sternen, und hinaus auf die stillen dunkeln Berge, hörte er im Hause des Bürgermeisters einen alten Ländler singen, und unwillkürlich sang er leise mit in die dunkle Nacht hinein.

Der gute Knecht.

Frisch, frei, fröhlich, fromm ist der Mann, der diese Geschichte erzählt hat. Sie verdient es aber, daß sie noch einmal erzählt werde, so unscheinbar sie Manchem auch vorkommen mag.

Der Gutsbesitzer Vormann hatte einen braven Knecht, und daß er brav war, erfuhr er zuerst durch eine kleine Thatsache, an die sich später viele andere anreihten.

Der Knecht hatte nichts davon gewußt, daß ein Auge ihn sah, als er sich brav benahm, und das sind die besten Thaten, die so geschehen; sie werden nur selten äußerlich belohnt, aber sie haben doch einen guten Zahlmeister, der immer baare Münze hat, und das ist der Herr Geheime Kabinetsrath im Herzen, und wer den bei sich richtig angestellt weiß, dem kann es einerlei sein, wie er selbst und wie Andere in der Welt betitelt werden.

Es war ein heißer Mittag, als der Knecht Konrad mit seinen Pferden vom Ackern heimgekommen war. Die beiden Pferde wurden gefüttert und abgeschirrt, denn Jeder wer es wissen will, weiß, daß auch ein Thier nicht zur rechten Ruhe kommt, so lange es das Geschirr auf dem Leib hat; aber

Manche wollen es nicht wissen, um sich die Mühe des Ab- und Aufschirrens zu ersparen. Das that aber Vormanns Konrad nicht, und es kann wohl sein, daß ihm selber darum auch das Essen drin am Gesindetisch um so besser schmeckte.

Der Streit ist noch unentschieden, welche Pfeife am besten schmeckt, ob die nach der Morgensuppe, die nach dem Mittagessen oder die am Feierabend. Unser Konrad liebte sie alle gleich, und er gehörte noch nicht zu den Cigarrenrauchern, er ließ sich's nicht verdrießen, seine Pfeife zu reinigen und darauf Acht zu geben, damit er Genuß davon habe, während man die Cigarren nur anzündet, raucht und dann den Rest wegwirft.

Es war ein eigenes Behagen mit dem sich Konrad nach dem Mittagessen auf den Stein an der Stallthüre setzte, mit einem gesunden Strohhalme seinem Pfeifenrohr Luft machte, den Wassersack ebenfalls säuberte, während er einstweilen den runden Pfeifenkopf auf das Sims des kleinen Stallfensterchens gelegt hatte. Als er jetzt nach dem Pfeifenkopf griff, rollte er hinunter und ganz unversehrt hinein in den Stall, auf einen Strohbüschel. Schon wollte Konrad herabsteigen und durch die Thür in den Stall gehen, um den Pfeifenkopf zu holen, aber plötzlich hielt er wieder inne, er sah, daß die Pferde sich niedergelegt hatten, und er wußte, daß sie alsbald aus der ihnen so nöthigen Ruhe aufspringen würden, wenn er in den Stall träte; er setzte sich daher wieder ruhig nieder und hielt das Rohr mit dem Wassersack rauchlos im Munde.

Der Landwirth Vormann, der das Alles aus seinem Fenster mit angesehen hatte, trat jetzt auf Konrad zu und fragte ihn: „Warum rauchst du nicht? Hast du deine Pfeife zerbrochen?“

„Nein, sie ist nur da hinabgerutscht, aber ich will die Gäule nicht aufwecken, will lieber warten, bis es wieder ins Feld geht."

„Du bist ein braver Knecht," sagte Vormann, und reichte ihm die eigene silberbeschlagene Pfeife aus dem Munde. „Da nimm und behalte das zum Dank dafür. Es wird dir gut gehen. Denn wer die Lebensstunde eines Thieres schont, der ist auch rechtschaffen gegen Menschen. Wir bleiben hoffentlich lebenslang bei einander."

Und so geschah es auch.

Eine Lügensaat.

Es war im Frühling, Ostern vorbei, noch kamen rauhe Winde gezogen und schüttelten und rüttelten die Bäume, weckten sie aus ihrem Dämmerschlafe und warfen Schloßen hernieder um die Knospen aufzusprengen, da war endlich ein heiterer Tag; die Lerchen in der Luft jubelten, und die Kinder auf dem Boden auch, denn sie hatten noch Osterferien.

In den Gärten des Städtchens Nürtingen war jetzt ein reges Leben. Man hackte den Boden um, man zog Wege, und die Kinder waren besonders glücklich, denn sie durften mithelfen bei der Arbeit. Der schönste Garten des Städtchens war aber der Amtsgarten, d. h. der Garten des Amtmanns, der nicht weit vom Thore war; zwei große stolze Pappeln standen wie zwei mächtige Schildwachen am Eingang. Der Amtmann stand eben mit der langen Pfeife und dem gestickten sammtnen Käppchen am Zaune, und sah hinab nach dem von Frühlingswassern angeschwollenen Neckar, und dann wieder zurück in den Garten, wo die Kinder dem Amtsdiener halfen in Hacken und Schaufeln, und dabei viel fröhlicher waren, als bei lateinischen und französischen Büchern. Da sah er des alten Amtmanns Adelgunde, die einzige hinterlassene Tochter

seines Vorgängers, die nun schon bald dreißig Jahre drinnen am Marktplatze einsam wohnte, des Weges daher kommen. Sie schien zum Spaziergang angethan, und das hatte man noch nie an ihr gesehen, namentlich um diese Morgenstunde nicht; denn Adelgunde gehörte noch zur alten Zeit, da man sich wenig aus Spazierengehen machte. Sie trug sich auch in ihrer Kleidung noch nach der alten Mode, und hatte einen Hut wie ein Kutschendach, ein braunseidenes großes Umschlagetuch mit einer verblichenen Stickerei in der Ecke; dabei hielt sie die Hände mit den braunen baumwollenen Handschuhen ruhig ineinander gelegt. In ihrem Gang war etwas Scheues und Ehrfurchtgebietendes, dieses letztere aber besonders darum, weil sie als stille Wohlthäterin des ganzen Städtchens bekannt war, und jeden Spott über Altjungfernthum entwaffnete. Als sie in die Nähe des Gartenzaunes kam, rief der Amtmann schon von ferne: „Bon jour, Mademoiselle!“ denn Adelgunde liebte die französische Anrede. Sie neigte sich ehrbar, und dankte, wobei über ihr starres altergraues Gesicht ein flüchtiges Lächeln zog. Sie war eben dem Zaune ganz nahe, da rief eines von des Amtmanns Kindern: „Papa! Papa! ein Schatz!“

„Wahrscheinlich ein Regenwurm.“

„Nein, eine silberne Kette mit zwei runden schönen Kapseln.“

„Es sind Strickrölle, wo man die Stricknadeln hinein thut,“ rief eines der Mädchen, und der Pfau, der auf der Mauer saß, schrie laut und immer lauter, daß es weit wiederhallte.

Adelgunde hielt sich an einer Latte des Gartenzauns, und ein seltsamer Glanz drang aus ihren Augen, als sie auf die

Hand des Amtmanns starrte, der das Ausgegrabene, das ihm die Kinder gebracht hatten, emporhielt.

„Das ist mein, wehe! das ist mein, mein!“ schrie jetzt Adelgunde laut, und mit ihr schrie der Pfau seinen grellen Ton, und Adelgunde sank leblos am Gartenzaun nieder.

Man brachte sie in das Amthaus, und erweckte sie bald wieder zum Leben. Ihr erstes Wort war: „Die Strickrölle!“ Man gab sie ihr, und als sie dieselben in der Hand hielt, sank sie abermals zurück und schloß die Augen; bald aber erwachte sie wieder, und bat den Amtmann, alle Anwesenden fortzuschicken und allein bei ihr zu bleiben, bis der Stadtpfarrer gekommen sei, den er holen lassen solle. Sie richtete sich auf, ihre beiden Hände spielten mit den Strickröllen, sie schien jedes Glied an dem Kettchen, das beide Kapseln verband, zu zählen. „Wunderbar!“ sagte sie, „gerade drei und vierzig Glieder, und gerade so viele Jahre sind's, daß es geschehen ist.“ Sie ließ sich zu keiner weiteren Erklärung herbei, und sagte, sie werde Alles erzählen, wenn der Stadtpfarrer gekommen sei. Dieser trat bald ein, und als ihn Adelgunde sah, weinte sie; schnell aber trocknete sie wieder die Thränen, und sagte in ihrer gewöhnlichen entschlossenen Art, bei der jede Bitte fast wie Befehl klang: „Setzen Sie sich, Sie beide sollen Zeugen sein. O, hier liege ich wieder in demselben Zimmer, in dem ich vor drei und vierzig Jahren gelegen habe als Tochter des Hauses, und ich war erst zwölf Jahre alt, und wollte mich tödten, wie ich andere getödtet, denn ich wußte, was ich gethan; ich hatte einen doppelten Mord begangen, aber ich redete mir's aus und vergaß es, und vergaß es doch nie.“

„Beruhigen Sie sich, Sie haben nichts als einen Fiebertraum," sagte der Stadtpfarrer. „Und ich werde nach dem Arzt schicken," ergänzte der Amtmann.

„Nein, nein, hören Sie mich," entgegnete Adelgunde, „und Sie werden nicht mehr sagen, daß ich irre rede. Hören Sie mich an! Es war vor vielen, vielen Jahren, es war ein Tag wie heute, ich war im Garten — damals war noch eine ganze Mauer um denselben, nicht wie jetzt ein Stacketenzaun — und Valentin, der Sohn unseres Amtsdieners, war bei mir. Er war ein wilder Bub, der mir mancherlei Schabernack gespielt hatte, und als ihn einst mein Vater, weil ich einen solchen angezeigt, jämmerlich durchprügeln ließ, da nahm ich mir vor, keine Klage mehr über ihn vorzubringen. Jetzt aber neckte er mich wieder und warf mich mit kleinen Erdschollen, ich ging auf ihn los, und in diesem Augenblick kam mein Vater. „Hebe dein Strickzeug auf!" befahl er mir, „und wo sind die schönen kostbaren Strickrölle, die dir die Großmutter geschenkt hat?"

Himmel! wo waren die? Und ich wußte doch ganz sicher, ich hatte sie mitgenommen in den Garten. Ich weiß nicht mehr wie es kam, plötzlich hatte ich gesagt: der Valentin hat mir sie weggenommen.

„Gieb sie her," herrschte mein Vater.

„Ich hab' sie nicht," sagte Valentin, und stampfte mit dem Fuße auf, und machte eine Faust gegen mich.

„Wart', ich will dir aufstampfen und Faust machen, rief mein Vater. Dießmal sollst du mich selber spüren." Er griff nach ihm, aber behend wie eine Katze kletterte Valentin die

Mauer hinauf, und sprang hinab auf die Straße, und so wie jetzt, hören Sie, so wie jetzt, so grell und durchdringend, schrie auch damals unser Pfau."

Adelgunde hielt eine Weile inne, dann fuhr sie wieder gesammelt fort:

„Der Amtsdiener war herbeigekommen, und mein Vater befahl ihm, seinen ungerathenen Sohn einzufangen und abzustrafen. Wir waren an das Gartenthor getreten, und sahen wie der Amtsdiener seinem Sohn nachsprang, aber dieser rannte immer weiter bis hinab an den Neckar, der so hoch von den Frühlingswässern war wie noch nie, und wir sahen, wie sich Valentin nochmals umwendete und etwas gegen seinen Vater rief, aber dieser drohte ihm mit der aufgehobenen Hand. Mit einem kecken Satz sprang Valentin in den Strom. Der Amtsdiener war niedergefallen, aber jetzt erhob er sich: „Mein Kind, mein Kind!" rief er. Wir waren ihm nachgeeilt. Am Ufer schwamm die Mütze Valentins, und jetzt zeigte sich sein Kopf und jetzt ein Arm mitten im Strom, und jetzt sah man nichts mehr. Da sprang der Amtsdiener mit einem lauten: „Vater im Himmel hilf!" ihm nach. Wir sahen ihn eine Weile mit den Wellen kämpfen, und dann verschwinden. Ich wurde heimgebracht, aber mein Vater stieg bald zu Roß, und eilte davon, und Viele aus der Stadt folgten ihm nach. Es wurde Abend, und Niemand kam. Die ganze Nacht blieb meine Mutter wach, ich selber schlummerte nur immer kurz ein, und wachte immer wieder auf; aber wie kann ein Kindersinn die Sünde und ihre Folgen fassen? Ich wußte nicht mehr, war es wirklich, oder hatte ich's nur gesagt, daß mir Valentin die

Strickrölle weggenommen; diese waren allerdings verschwunden, und ich konnte nicht sagen, wohin sie gekommen waren. Oft war ich traurig, tief, schwer, und wollte mich auch tödten und in den Neckar springen; aber wenige Tage nachdem man die Leichen von Vater und Sohn in unsere Stadt zurückgebracht hatte, brachte mich meine Tante nach der Hauptstadt in die französische Erziehungsanstalt. Eine stille Schwermuth verließ mich lange nicht, und erwachte aufs Neue, als ich nach zwei Jahren wieder in das Elternhaus zurückgekehrt war. Und doch, war ich nicht vielleicht unschuldig? Hatte mir Valentin nicht in der That die Strickrölle entrissen? Hatte ich nicht die Wahrheit gesagt, und was konnte ich für die Folgen? Es giebt Dinge, die nachmals durch andere Ereignisse, die gleichsam darauf geschüttet werden, wie zugedeckt sind, und man kann nicht mehr sagen, was wirklich war und was nicht; es bleibt nichts als eine Vorstellung, die man sich selber gemacht, und es giebt nichts und Niemand, der Einen anders überzeugen kann. Aber nun, hier sehen Sie, hier ist ein Zeugniß, hier ist es, es legt sich wie eine Schlange um meine Hand, hier, hier, das erwürgt mich. An dem Kettchen hängen zwei Menschenleben, und ich, ich habe sie getödtet, und meine Schuld ist offenbar vor mir, vor euch, wie sie es vor Gott schon längst gewesen ist. Aber es ist gut, daß es so gekommen; ich soll nicht in Täuschung und Beschönigung dahingehen, ich soll mir nichts mehr vorlügen können, wie ich einst gelogen, ich soll büßen und ich büße. Ich kann nichts mehr ersetzen, aber mein bischen Habe, das ich besitze, soll an die Anverwandten des Amtsdieners vertheilt werden; Sie müssen seinen Namen

noch finden, und dieses hier, ich bitte, legt es in meine Hand, wenn sie todt ist. Die Lügensaat ist aufgegangen, begrabt sie mit mir."

Wenige Wochen darauf wurde Adelgunde aus demselben Zimmer, in dem sie als Kind einst zuerst ihre Schuld erkannt, und sich wieder ausgeredet hatte, hinausgetragen auf den Kirchhof, und die Strickrölle wurden in der Hand der Leiche mit ihr begraben.

In Einem hatte sich die Reuige doch geirrt: an dem Kettchen waren nicht drei und vierzig, sondern vier und dreißig Ringchen, ihr vorwurfsvoller Sinn oder was sonst mochte ihr diese Zahl dafür vorgespiegelt haben.

Der letzte Thorwart von Offenburg.

Die ihn gekannt, haben oft mit ihm gelacht, und die ihn nicht gekannt haben — ja da zeigt sich was Sterben ist; vom großen Stadtthor, das abgebrochen ist, kann man durch Abbildung eine Vorstellung geben, aber von einem Menschen kann man das nicht. Man sagt von einem sprechend ähnlichen Porträt; aber was spricht es? Der Mensch hat nicht festgestanden wie ein Haus, das war ein Wesen das sich bewegt hat, bald so bald so dreingeschaut, bald gelacht und bald geflucht; denn geflucht hat der alte Thorwart regelmäßig bei allem was ihm Zuwideres begegnete, und bei so einem alten Soldaten springen Haubitzen, Granaten und Kartätschen in seinen Flüchen, daß es knattert und prasselt. Weinen hat den Thorwart kein sterbliches Auge gesehen, und er ließ sich's gefallen, daß man ihm nachsagte: ihm fehle dieser Vorzug des Menschen vor dem Thiere.

Könnt Ihr Euch denken, wie der Thurm dort auf dem Staufenberg einmal neu war, frisch von Kelle und Hammer weg? Man ist gewohnt, daß er grau und verwittert dasteht, und so war's auch mit dem Schlüsselbart. Er war allezeit alt, man konnte sich ihn gar nicht anders denken. Es ist nämlich

zu merken, daß der Thorwart den Unnamen „Schlüsselbart“ hatte. Sein Geschlechtsname hieß „Bart“, und weil er einst gesagt, daß er der Schlüssel der Stadt sei, hieß er davon der Schlüsselbart.

Es ist ein eigen Ding um solchen Unnamen. Tausende von Menschen mühen sich ab und sterben gar darum, Saaten werden zerstampft, Städte verbrannt und ganze Länder verwüstet, um zu einem Namen das Beiwort: „der Große“ u. s. w. hinzuzufügen; da hat man's weit leichter, sich einen Unnamen zu machen; es braucht nichts als einmal eine ungeschickte Redensart und dergleichen, und fertig ist er.

Zu den seltsamsten Lebenslagen gehört aber, wenn die Welt von Einem etwas weiß, nur der, den's betrifft, weiß nichts davon; es ist, wie wenn Einem etwas hinten in den Rockkragen gesteckt wäre. Jeder der vorüberging, lachte den Thorwart an; er konnte sagen was er wollte, man lachte halb dazu, bis er endlich erfuhr, daß er Schlüsselbart heiße. Unser Thorwart wußte nicht was er machen sollte. Wehrte er sich dagegen, so blieb der Spottname gewiß haften, wehrte er sich nicht, so blieb er auch. Was that also unser Thorwart? Das Wohlfeilste; er that nämlich nichts, und verachtete nur im Stillen die Menschen, und dabei dünkte er sich groß, denn das soll ja eine Größe sein, die Menschen verachten zu können; da kann man sich einbilden was man will, sich für groß und erhaben halten, und wer etwas dagegen sagen will, ist eben verächtlich.

Unser Thorwart war aber bei seiner Menschenverachtung wohlauf.

In England soll's bald keine Füchse mehr geben, die rothjackigen Jäger haben sie weggeschossen. Auerochsen hält sich nur noch der Czar von Rußland, auch Menschenrassen sterben aus, und wie lange wird es dauern, und es giebt keinen Thorwart mehr. Wir Alten aber, die wir sie noch gekannt, müssen den Jungen sagen, wie ein solcher in vergangenen Zeiten ausgesehen hat.

Der alte Thorwart war der Erste und Letzte im Städtchen, es kommt nur darauf an, wie man's nimmt oder von wo man herkommt. Der Thorwart war wie das graue Stadtthor, er kam auch nie vom Fleck und drehte sich nur um seine Angel. Eine lange Pfeife und der Thorwart gehören nothwendig zusammen. Dazu ein kleines Häuschen, an der Vorderseite mit wilden Reben übersponnen, daneben ein wohlgepflegtes Gärtchen mit hellgelben Sandwegen und Buchsbaumeinfassungen. Da war Alles vollgesteckt mit frischen Blumen und Pflanzen, als ob Blumen und Bäume hier beim Eingange in den finstern Thorthurm noch recht innig Abschied nehmen wollten vom freien Feld da draußen. In das Gärtchen ist nie ein Kinderfuß gekommen, denn der Thorwart liebte die Kinder nicht, oder vielleicht haben wir's uns damals nur eingeredet, weil er allezeit so grimmig dreinsah, als wäre er der Wachthund der ganzen Stadt. Aus diesem Gärtchen trieb er indeß allerlei Pflanzen- und Samenhandel bis weit über den Oberamtsbezirk hinaus, und wer bei ihm wohl dran sein wollte, durfte nur seine Blumen, seine Vögel und seine Hunde loben. Wachteln, Schwarzamseln und Drosseln hatte er in verschiedenen Käfigen, und sogar ein Eichhörnchen in einer Drille.

Unser Schlüsselbart hat oft gesagt, er selber sei wie ein Vogel, und sein Käfig hange auch im Freien; an Nahrung gebrach es ihm nie, und zwar erwuchs ihm diese besonders aus den Steinen, denn er war Pflastergeldeinnehmer. Dabei trieb er mit besonderer Vorliebe eine eigene Art von Thierzucht. Er hatte sich eine Hündin von Ulmer Rasse angeschafft, nicht nur, weil eine Hündin, wie er sagte, nie mit einpassirenden fremden Hunden Händel bekommt, sondern er versorgte auch damit Dorf und Stadt, und das Geschlecht, das aus seinem Hause ausging, hatte das Wächteramt auf Bauerhöfen, und das Treibergeschäft bei Metzgern — und er that sich viel darauf zu gute. Ja, wenn der Schulmeister von Zell zur Conferenz in die Stadt kam, sagte er ihm oftmals, er sei auch ein Lehrer, er ziehe die nützlichsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft heran, und der Verstand eines seiner Hunde sei oft größer als der ihrer Herren. Ueberhaupt liebte es der Schlüsselbart, Bekannte eine Weile bei sich aufzuhalten, ehe sie durch das dunkle mächtige Thor, das zugleich Stadtgefängniß war, einpassirten. Er unterhielt sich aber nur mit Bekannten; Fremde, die in Kutschen ankamen, und zu einem Thore hinein- und zum andern hinausfuhren, waren ihm höchst gleichgültig. Jede Nacht Schlag Halb-Eins hatte aber auch Schlüsselbart seinen gemessenen Aerger. Vom Kinzigthale herauf tönte ein Posthorn; der Eilwagen kam, das Thor mußte geöffnet und hinter ihm geschlossen werden. Unser Thorwart hörte aber weniger die fröhlichen Klänge des Posthorns, als das vermaledeite Bellen des kleinen weißen Kläffers, des Postspitz, auf der Decke des Eilwagens. Der Schaffner hatte diesem Hunde

nicht mit Unrecht den Namen Zänkerle gegeben; besonders Schlüsselbart zankte stets mit ihm, aber der Spitz blieb ihm keine Antwort schuldig. Und wenn der Postillon blies, kläffte Zänkerle immer unaufhaltsamer, und sein böses Beispiel weckte die ganze Zucht Schlüsselbarts und die gleichgestimmten Seelen aller Hunde im Städtchen; aus allen Höfen antworteten Zurufe in den verschiedensten Tonarten, und der boshafte Zänkerle stand auf dem Hinterdeck des Eilwagens, und bellte unaufhörlich gegen die Stadt. — An Markttagen war Schlüsselbart besonders aufgeräumt. Wenn er die Körbe der Marktweiber untersuchte, damit nichts Zollbares eingeschleift werde, hatte er allerlei Spaß; dafür war er aber auch mit allem Möglichen versehen, denn man stellte bei ihm ab, man gab ihm Aufträge an Ankommende und Abgehende; aber sehr hüten mußte man sich, ihm etwas zweimal zu sagen, da konnte er grimmig werden, daß man seinem Gedächtniß nicht traue. Er beobachtete den Lebenslauf Vieler die aus- und eingingen, und konnte tagelang erzählen vom Steigen und Fallen der Menschen; besonders von Proceßbauern konnte er viel berichten, und wußte Manchen bei Namen zu nennen, der im Anfange mit Roß und Wagen angekommen war, bis ein Stück nach dem andern in die Akten eingenäht wurde, und man ihm endlich alle Eisen abriß, wie einem Gaul der zum Abdecker kommt. „Es giebt überhaupt nichts Neues," sagte er stets mit dem weisen König Salomo, „und ich weiß schon Alles," setzte er aus eigener Machtvollkommenheit hinzu.

Seit vielen Jahren hatte der Schlüsselbart eine Nachbarin, mit der er aber beharrlich kaum einen Gruß wechselte. An

der innern rechten Seite des Thores saß in einem halb ausgeschnittenen Fasse eine Obstfrau Jahr aus Jahr ein, und hatte die zeitläufigen Früchte vor sich, und dabei einiges altgebackene Zuckerwerk, und in neuerer Zeit auch Zündhölzchen. Man hätte nun glauben sollen, daß der Schlüsselbart in der vielen müßigen Zeit die er hatte, sich mit dieser Nachbarin unterhielt; er that aber beständig, als ob sie nicht da wäre, und das nicht aus Bosheit, sondern aus Bequemlichkeit, denn er sagte eines Tages zu einem Vertrauten: „Wenn ich mich mit ihr einlasse, weiß ich schon wie es geht. Da heißt es bald: ich muß da und dort hin, Nachbar Thorwart gebt mir ein bischen auf meinen Kram Acht — und das will ich nicht, und darum kennen wir einander nicht."

Nur wenn die Obstfrau die ersten Kirschen gezählt auf Stäbchen anknüpfte, nickte er ihr zu, als wenn er sagen wollte: giebt's schon wieder Kirschen? Sonst aber lebten die Beiden neben einander als wenn sie hundert Meilen Wegs von einander entfernt wären.

Am unliebsamsten aber war Schlüsselbart gegen die Handwerksburschen, die schnauzte er gern an, und es konnte wohl sein, daß es daher kam, weil er festgenagelt war, und nicht mehr auch wandern konnte; denn es ging die Sage, daß er einst selber ein Handwerk betrieben habe: die Schusterei. Er wollte das aber nie gelten lassen, denn seit er bei Leipzig mitgeholfen hatte, dem Bonaparte Füße zu machen, ruhte er von aller Arbeit aus, und genoß in stiller Beschaulichkeit den Lohn seiner Thaten. Die kupferne Denkmünze auf seiner linken Brust erinnerte an seine Thaten, er aber hatte noch ganz andere

Erinnerungsfeste; er hatte seine besonderen Schlachttage, die er im Stillen feierte, und wenn er die Ankommenden anlachte, konnte man sicher sein, daß er heute einen seiner Schlachttage mit einem guten Trunk Durbacher gefeiert hatte. — Er liebte den Sonntag weit weniger als den Samstag, denn an diesem war Fruchtmarkt, und wenn die schwerbeladenen Wagen daherknarrten, hänselte und lachte er oft die Bauern aus, besonders wenn das Korn recht billig war; war es aber hoch im Preise und die Verkäufer zechten in der Stadt, und er mußte noch tief in der Nacht oft und oft das Thor aufmachen, da konnte man sicher sein, daß man unter dem gewölbten Thore lange knallen mußte, bis er endlich rief: „Ja, ja, komm' schon!"

Oft kam er Monate lang nicht aus den Kleidern, und er behauptete, das halte den Menschen gesund; die Thiere behielten ja auch ihre Kleider an, und darum seien sie auch viel weniger krank. Frühling und Sommerszeit waren ihm angenehm, denn da saß er im Freien und ließ sich von der Sonne braten und rauchte dabei, und ließ sich von seiner Wachtel, seiner Schwarzamsel und seiner Drossel was vorsingen; wenn aber draußen der Sturm den Regen jagte, und Schnee und Hagel niederfielen, da war's ihm eigentlich noch wohler, da saß er in seinem wohldurchwärmten Stübchen, während draußen der Wind dem Fuhrmann den Mantel vom Leibe reißen wollte, streckte seine verlängerte Hand, die Stange mit dem Lederbeutel dran, zum Schiebfenster hinaus, und dachte bei sich: „Jagt ihr in der Welt herum, ich sitze im Trockenen." Sehr ärgerlich war er, als man den Kirchhof vor die Stadt hinaus verlegte; er wollte nie gern an den

Tod erinnert sein. Aber von dieser Zeit an kam eine Verdrießlichkeit nach der andern. Das hohe thurmähnliche Stadtthor wurde abgebrochen und die große steinerne Fratze, just über der Thorwölbung, die gegen alle Ankommenden die Zunge herausstreckte, und so griesgrämlich dreinsah, ähnlich wie der Thorwart, wurde beim Abbruch zerschlagen.

Seit dem Verschwinden des Thurmes war es unserm Thorwart nun immer, als ob man ihm die Augenbrauen abgeschoren hätte; er blinzelte nur noch ärgerlich und behauptete, im Sommer könne er es vor schattenloser Hitze, und im Winter vor Sturmwehen gar nicht mehr aushalten; dabei spöttelte er über die Stadtbewohner, die er beim Aus- und Eingang stellte, und sagte zu ihnen: sie hätten die alte Reichsstadt zum Dorfe gemacht, denn was sei eine Stadt anders als ein Dorf, wenn sie kein Thor mehr habe? Man werde bald sehen, es gäbe gar keinen Zusammenhalt mehr; jetzt werde man hinausbauen, und die ganze Stadt wäre nichts als eine aufgesprungene Wurst, während früher das Thor der Bindfaden gewesen wäre, der sie zusammengehalten. Aber es kam noch schlimmer. Die Eisenbahn wurde abgesteckt, unser Schlüsselbart lachte über das einfältige Zeug, das die Leute sich einredeten. Der Bau ging trotzdem immer weiter, und als endlich die erste Locomotive heranbrauste, und die ganze Stadt hinauslief, um das neue Wunder zu sehen, da verlachte und verfluchte der alte Thorwart die ganze Welt. Und jetzt kam das Unerwartete. Unser Schlüsselbart wurde zur Ruhe gesetzt, denn Pflastergeld und Stadtzoll wurden abgeschafft. Jeder Wagen, der vorüberfuhr, ging ihm durch

die Seele; er dankte Niemand mehr, der ihn grüßte, er wollte keinen Gruß wo er nichts mehr zu befehlen hatte. Das abgesetzte Thorwarthaus wurde von der Stadt anderweit vermiethet, und auf seine letzten Tage mußte unser Schlüsselbart gar noch ausziehen. Er blieb aber nicht lang in der neuen Wohnung. Noch in seinen letzten Tagen scherzte er oft: er wolle doch sehen, ob der älteste Thorwart, der heilige Petrus am Himmelsthor, noch bei seinem Amt gelassen sei, oder ob auch dort Alles ungefragt ein- und ausspaziere.

Das war der alte Thorwart, und so wenig es mehr abgeschlossene Zünfte und Stände geben wird — was Manche wiederum wünschen — so wenig wird man mehr Thurmthore an den Eingang der Städte bauen können. Die zusammengestellten Wohnungen der Menschen haben jetzt freie Aus- und Eingänge ins Weite, und der alte Schlüsselbart, der sie wieder in ein Thor einschlösse, ist — abgebrochen.

Abgerissenes vom Communismus.

In einer großen Versammlung, wo viel von Garantie der Arbeit, von Veränderung des Besitzstandes und zuletzt gar von gleicher Vertheilung der Güter oder sogenannter Gütergemeinschaft die Rede war, sagte ein Mann, indem er mit einem Stocke auf die Rednerbühne trat: „Hier mit diesem Stocke kann ich Euch einen schlagenden Beweis von der Zweckmäßigkeit und leichten Durchführbarkeit in der Veränderung des Besitzstandes geben. Seht den Stock, es ist ein echtes spanisches Rohr, und hier oben ein goldglänzender Hundekopf als Griff. Ich will Euch aber nur ehrlich sagen, dieses Maul spricht auch: es ist nicht Alles Gold was glänzt. Denn dieser Kopf ist nicht von Gold, sondern von Bronze. Ich gehe also mit meinem Stocke gestern an der sogenannten Kornecke am Marktplatz vorbei, da ruft mir ein staatsweiser Eckensteher zu: „Wart' nur, jetzt kommt die Zeit, wo man dir deinen Stock mit dem Goldknopf wegnimmt." Ich muß ehrlich bekennen, mich hat dieser Brudergruß eben nicht erbaut, sondern, offen gestanden, erschreckt; nicht weil ich mir eben viel aus dem Stock mache, obgleich er das werthe Andenken eines Freundes ist, ich würde ihn gern auf den Altar des Vaterlandes nieder-

legen, wenn gewisse andere Dinge auch dazu kämen. Warum mich aber der Zuruf erschreckte? Weil es mir wehe that, diesen Menschen durch die Lehren der Verführten und der Verführer zu solchem, wenn auch vielleicht nur scherzhaft gemeinten Zurufe verleitet zu sehen. Ich will die Zumuthung einstweilen für Ernst nehmen, und sage also: Gut, edler Bruder Eckensteher, hier hast du meinen Stock. Was willst du nun damit machen? Du kannst ihn nicht essen und nicht trinken, dich nicht damit kleiden, nicht darauf wohnen; du mußt ihn also zu Geld machen, um Speise und Trank, Kleidung oder dergleichen dafür zu bekommen. Du gehst damit also zum Nachbar Hans oder Peter, er soll dir den Stock abkaufen. Was soll der Nachbar Hans oder Peter mit dem Stock machen? Er wird ihn nur kaufen, wenn er damit spazieren gehen darf. Darf er das nicht, weil es ein aristokratischer Luxus ist, so wird er dich edlen Staatsweisen damit fortschicken; darf er es aber, so hat mein Stock nur den Besitzer gewechselt, es giebt also wieder einen Menschen, der mit einem scheinbar goldknaufigen Stock spazieren geht, und wieder einen, der an der Ecke steht und der ihn wieder nimmt und wieder verkauft, wenn sich noch einmal ein Käufer dazu findet."

Es war dem Redner nicht verstattet, die Anwendung seiner Geschichte auszusprechen, ist aber auch nicht nöthig; es kann sie Jeder selber machen.

Ein geringer Mann oder die Bürgschaft.

Der Schreiner Krug hatte in der Stadt gearbeitet und machte sich in seinem Heimathsdorf ansäßig; weder er noch seine arbeitsame Frau hatten Vermögen, aber Arbeitsamkeit ist das eigentliche Vermögen in der ursprünglichen Bedeutung des Worts, und das ist zugleich das beste, die höchsten Zinsen tragende Capital. Dennoch ist es Jedermann bekannt, wie schwer es sich thun läßt, auf dem Dorf von einem Handwerk allein ohne eine kleine Feldwirthschaft nebenbei zu leben. In neuerer Zeit ändert sich das; zumal bei der Aufhebung der Zünfte, und vor Allem in den Dörfern, die der Eisenbahn nahe sind; denn dadurch wird es möglich, die Erzeugnisse der Arbeit rasch und ungehindert in die größeren Verbrauchsorte zu bringen. Unser Schreiner Krug lebte zwar in einer entfernten Waldgegend, dennoch gelang es ihm, sich bald aufzuschwingen und in der Nacht, wenn Andere sich zur Ruhe begaben, hörte man in seiner Werkstätte noch sägen, hobeln und hämmern. Dabei war er sparsam, und der Hut, den er wachstuchüberzogen durch vielerlei Länder getragen hatte, ward noch mehr als zwanzig Jahre zum Kirchgange aufgesetzt; er [illegible] nicht mehr nach der neusten Mode, weder in der Form

noch in der fuchsigen Farbe, aber der Kopf darunter war allzeit frisch und wohlgemuth. Ein kleiner Acker und eine gute Wiese, sowie eine Kuh im Stall, waren aus den Brettern herausgesägt worden. So lebte Meister Krug viele Jahre.

Nun aber fügte es sich, daß die älteste Tochter einen Sägmüller in der Nähe heirathete. Unser Meister ließ sich dazu verleiten, sein bischen Habe zu verkaufen und mit dem Sägmüller gemeinsam ein Wasserwerk zu kaufen, und dazu noch namhaftes Geld aufzunehmen. Er verstand den Bretterhandel wohl, und wollte daneben auch noch sein Handwerk treiben; bald aber wurde ihnen durch eine neuerrichtete große Schneidemühle unheilbarer Nachtheil bereitet, und nach wenigen Jahren mußte Alles verkauft werden. Die jungen Leute behielten noch so viel, daß sie mit Noth übers Meer auswandern konnten, und unser Meister Krug kehrte nochmals ins Dorf zurück. Ein treuer Genosse aus der Wanderzeit, der Schuhmacher Grundler, nahm ihn bei sich auf. Meister Krug wollte nun unverdrossen nochmals anfangen und von unten auf sich etwas erwerben; er sah aber bald, daß er jetzt weniger als nichts hatte, denn es giebt ein Etwas in der Welt, das unschätzbar ist und sich mit keiner Zahl nennen läßt, es heißt: Credit! Nicht die ungleichmäßige Vertheilung des Besitzes ist das Uebel in der Welt, sondern daß man nur dem, der etwas besitzt, auch fremdes Gut anvertraut. Es ist daher wohlgethan, daß in unsern Tagen ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet wird, Darlehenskassen für Gemeinden und Bezirke, überhaupt Vorschußbanken zu errichten, die die Arbeitskraft als Capital betrachten und sie nöthigenfalls mit den entsprechenden

Mitteln ausrüsten. Unser Meister Krug klopfte an verschiedenen Thüren an, ja sogar bei Wucherern, aber man willfahrte ihm nirgends. Er lief von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, und wiederum nach der Stadt; immer meinte er, er müsse die Thüre finden, durch die er aus seinem Elende herauskomme, aber sie that sich nicht auf. Es war eine unsägliche Verzweiflung, mit der Krug hin und her wanderte, und er fragte sich oft: Warum gehst du wieder heim? Warum wanderst du nicht hinaus in die weite Welt, um fern und ungesehen zu sterben? Im Wald ausschauend sagte er oft vor sich hin: „Nur ein Paar, nur einen von den Bäumen, und ich wäre gerettet!“ Ja er legte sich mehrmals im stillen Wald nieder und hoffte, daß der Tod kommen und ihn erlösen werde; aber immer wieder machte er sich auf und kehrte heim zu seiner Frau; die wohl als Taglöhnerin arbeitete, aber doch nicht so viel errang, daß sie beide davon hätten leben können, zumal da beim Hin- und Herrennen und Suchen des Meisters immer baar Geld drauf ging, wenn auch nur ein paar Kreuzer.

Die Noth stieg, wie man sagt, bis an den Hals oder vielmehr noch höher hinauf. Es gab keinen Taglohn mehr, und der gute Kamerad Grundler half endlich damit aus, daß er sich bei einem reichen Bauern, von dem Krug ein Malter Korn auf Borg kaufte, für die Bezahlung verbürgte. Nun war doch mindestens wieder Brod im Hause. Unser Meister nahm den ersten Laib davon mit, das andere überließ er seiner Frau, und jetzt zog der vierundsechzigjährige Mann wieder wie ein junger Wanderbursche hinaus in die Fremde, um als Handwerksgeselle Arbeit zu finden. Es gelang ihm bereits

am dritten Tage, und er arbeitete frisch drauf los; aber sei es, daß er nicht mehr in einer großen Werkstätte arbeiten konnte und sich zu sehr anstrengte, oder daß den alten Mann das Heimweh und die Entbehrung der treuen Fürsorge seines Weibes so sehr plagte, oder daß er überhaupt die veränderte Lebensweise nicht mehr ertrug: genug, noch nicht zwei Monate waren um, als Meister Krug ins Spital gebracht wurde; und hier genas er zusehends rasch, denn seine Frau war gekommen, ihn zu pflegen. Als er wiederum gut marschiren konnte, that es die Frau nicht anders, er mußte mit ihr heim. Unterwegs war Krug äußerst munter, und er sagte oft: so habe er sich's vor Zeiten gewünscht, da er noch als fröhlicher Wanderbursche durch die Welt zog. Oft und oft habe er sich sein zukünftiges Weibchen herbeigewünscht, daß sie mit ihm wandere.

Daheim angekommen stand Krug wieder im alten Elend, und was ihn am meisten plagte, war: daß er nicht einmal so viel erübrigt hatte, um dem treuen Grundler seine Bürgschaft abzulösen. Wieder trat er seine alten Wanderungen an, aber einst auf dem Heimwege übermannte ihn das Elend. Bei einer Buche mit niederhängenden Aesten knüpfte er sein Halstuch los und machte eine Schlinge um den Ast: „Mach' ein End, sagte er vor sich hin und stampfte auf die Erde, in der er sich ein Grab erzwingen wollte. Aber plötzlich hielt er wieder inne und sagte fast laut vor sich hin: „Ja, ja, aber der Grundler, der sich für dich verbürgt hat, der treue Mensch, wird um sein Geld betrogen! Kannst du als Betrüger aus der Welt gehen! Darfst du den guten Glauben deines Kameraden hintergehen? Nein, nein, der Grundler

muß sein Geld haben, und wenn ich's stehlen muß." So sprach er fast laut und schaute dann still vor sich nieder, indem er daran dachte, daß Jemand noch mehr als Geld für ihn verbürgt hatte. Jahrzehnte lang hatte ihm seine Frau Liebe gewidmet, und durfte er ihr damit vergelten, daß er ihr das Leid anthue? Und weiter gedachte er aller der Menschen, die ihm je Gutes gethan, und er rief laut aus: „Es ist ja fürchterlich. Ich bin ja der größte Schuldner auf der Welt." Und jetzt als er sein Halstuch wiederum abknüpfen wollte, schaute er durch die Blätter hinauf zum Himmel und rief: „Du Himmel bist noch da und der über dir auch! Ich warte geduldig, bis Ihr ein Ende macht, ich nicht."

Ein Wandersmann in grauen Sommerkleidern mit einer neumodischen sogenannten Bügeltasche hatte nicht fern davon das seltsame Gebahren des Mannes gesehen und seine Ausrufe gehört. Jetzt trat er auf ihn zu, und seine Worte und seine Mienen waren so zutraulich, daß ihm Krug sein ganzes Leben erzählte, besonders aber was in der letzten Stunde mit ihm vorgegangen war. Der Fremde öffnete die Bügeltasche und steckte die Hand in klingende Münze. Krug faßte seinen Arm und rief: „Ich nehme nichts geschenkt, sonst hätt' ich mich auf die Gemeinde gelegt." Der Fremde aber sagte: „Lieber Mann, ich will Euch nichts schenken. Seht, ich habe mit diesem Geld eine Reise nach der Schweiz machen wollen, ich bin nicht reich, aber das habe ich zu meiner Erholung erübrigt, und ich will's Euch nicht schenken, sondern nur leihen; und zum Beweise, nehmt hier diesen Zettel, darauf steht mein Name und mein Wohnort, ich thue weiter nichts,

als ich kehre jetzt geraden Weges wieder um. Ich schenke Euch nur meine Reisefreude, habe aber eine andere dafür, könnt mir's glauben. Wenn ich Euch helfen kann, ist mir's wohler als auf dem höchsten Berge: der Gedanke, daß ich Euch helfe, ist mehr als die schönste Aussicht ins Weite. Ich bitt' Euch, wenn Ihr könnt, bezahlt mich wieder."

„Ich kann aber keinen Bürgen mehr stellen," sagte Krug, und lächelnd erwiderte der Fremde:

„Ich weiß einen Bürgen, den wir hier gleich bei der Hand haben, und er heißt Vertrauen. Ich wiederhole Euch, ich bin nicht reich an Geld, aber an Vertrauen zur Güte der Menschen, und so glaube ich Euch; täuscht Ihr mich und behaltet Ihr das Geld, während es Euch gut geht, so habt Ihr mich um mehr als mein Geld, Ihr habt mich um mein Menschenvertrauen betrogen, und damit mir die Freude und einem Andern, der, wie Ihr, Noth leidet, die Hülfe geraubt. Daran denkt und nun lebt wohl."

Der Fremde legte fünfzig Gulden vor Krug hin, und als dieser noch staunend darauf schaute, war der Fremde verschwunden. —

Es gelang Krug, sich wieder herauszuarbeiten, und nach Jahren erhielt der Fremde ein amtlich besiegeltes Schreiben aus dem Heimathsdorfe Krugs, darin die Nachricht, daß dieser gestorben sei, daß man aber in seinem Gebetbuche eine Quittung über ein bezahltes Malter Korn gefunden habe, und in seinem Halstuche, das im Kasten lag, einliegendes Geld, und dabei die eigenhändig geschriebenen Worte Krugs: „Dieses Geld gehört dem N. N. in N. Er soll nur allezeit

an die Menschen glauben, und wenn er auch einmal betrogen wird."

Das war der geringe Mann. Sieh zu, du brauchst nicht weit suchen, ob du nicht auch eine solche Lustreise in die weite Welt des Wohlthuns machen kannst.

Die Hexenbesen.

Noch heutigen Tages reiten die Hexen auf dem Blocksberg, so behauptet der Doktor Gescheitle steif und fest, und er thut sich was darauf zu gute, daß er ganz genau weiß, woher jener alte Aberglaube entstanden ist, und seine Beweisführnng lautet so: Wenn die Zeit ist, da die Staare ihre alte Behausung aufs Neue aufsuchen und herrichten, und der Fink seinen schmetternden Gesang von den kaum knospenden Bäumen erschallen läßt, um diese Zeit da fährt auch in die Hausfrauen eine Scheuersucht, die sich nicht mehr bändigen läßt; sie wollen jetzt auch um die Osterzeit den Winter aus dem Haus hinaus kehren, mag's draußen nieseln und Naßkälte und Wind und Wetter noch so unbehaglich machen, es nützt nichts, Fenster auf! Alle Böden aufgescheuert! Alle Schränke ausgekehrt — und mit Einem Wort, in die Besen ist der Teufel gefahren und in diejenigen, die sie führen, nun — es schickt sich nicht, daß man das sagt.

Versuch's nicht, ihnen Einhalt zu thun: es könnte dir übel gerathen; sprich nichts davon, daß man auf sonnige Zeit warten möge: es nützt nichts, die dürren Reiser in den Besen schlagen jetzt aus, es regt sich eine Gährung in ihnen wie im

Korn auf dem Speicher, wie im Wein im Keller. Suche dich mit dem Gedanken zu beruhigen, wie es gut ist, daß eine Zeit zur völligen Ausstäubung des Hauses eingesetzt ist; manche unterließen es sonst ihr Lebenlang.

Berufe die behexten Besen nicht, wer weiß, was du sonst erfahren kannst, was dir nicht lieb wäre.

Gieb Acht auf deine Frau, wenn sie dieses liest; es hat etwas zu bedeuten, wenn sie dabei lacht, und auch wenn sie nicht lacht.

Neue Gewerbvereins-Satzung.

Die Gewerbevereine sind die natürliche, zeitgemäße Erneuerung des alten Innungsverbandes, ihr besonderes Augenmerk muß darauf gerichtet sein, die Errungenschaften, die auf dem Gebiete der Wissenschaft wie der Erfahrung gemacht werden, zum Nutzen Aller zu verallgemeinern, neue Absatzwege für die Arbeitserzeugnisse zu eröffnen und Hülfskassen aller Art zu errichten.

Der Gewerbverein zu ** stand in voller Blüthe, und seitdem der Vetter Andres beigetreten ist, hat er vielfach die spielerischen Großthuereien daraus entfernt, und mit Recht wurde der Vetter deßhalb einstimmig zum Vorsitzenden ernannt. Bei der letzten Jahresversammlung hielt Vetter Andres einen eindringlichen Vortrag über einen der wichtigsten Gegenstände, nämlich über das allmähliche Verschwinden fester Kunden. Er erklärte, wie zwei Dinge hierzu mitwirken, die sich nicht abändern lassen. Das sind erstens die Magazine fertiger Waaren, wo der Käufer in keine Beziehung mehr zum Gewerbsmann tritt, und damit hängt das Zweite zusammen, daß durch die neuen Verkehrswege, durch die rasche Verbindung zwischen verschiedenen Städten und Ländern man den Bedarf nicht mehr

vorzugsweise an seinem Heimathsorte sich anschafft. Ein Drittes aber, setzte er hinzu, ist viel weniger sichtbar, und doch am wirksamsten. Eben die Magazine fertiger Waaren haben in den Verbrauchenden eine ungeduldige und kurzangebundene Hast hervorgerufen, daß man nicht mehr warten will, bis man ein besonderes Gewünschtes erhält; Alles wird auf Knall und Fall bestellt, und in dem Gewerbsmann hat sich dadurch ein großer sittlicher Schaden ausgebildet, und der besteht in falschen Versprechen oder einfacher im Nichtworthalten, grad heraus im Wortbruch. Der Gewerbsmann will sich den Verdienst nicht entgehen lassen, und obgleich er weiß, daß er die gesetzte Frist nicht einhalten oder besten Falls nur mit schlechter Arbeit einhalten kann, verspricht er doch auf Tag und Stunde hin. Daraus erzeugt sich neben Anderem eine Verstimmung und Mißachtung, und wer selber treulos ist, dem hält man auch die Treue nicht, und so geht man beim nächsten Bedarf zu einem Andern. Darum sollte es ein Hauptaugenmerk der Gewerbtreibenden sein, dem Bestellenden zu erklären: in dieser und dieser Frist ist es überhaupt, und mir besonders nicht möglich, das Verlangte zu liefern. Freilich darf der alte Meister Schlendrian, der seine besondere Freude am Liegenlassen und Vergessen hat, dabei nicht im Hintergrunde stehen und flüstern: Man braucht's nicht so genau zu nehmen. Genau und fest sei Wort und That. Könnt euch darauf verlassen, daß in den meisten Fällen nach einer offenen und wahrheitsgetreuen Erklärung der Besteller seinen Auftrag nicht zurückziehen wird; vielmehr wird sich daraus ein dauerndes und treues Verhältniß bilden, denn die Mehrzahl der Menschen

ist doch noch so, daß es ihnen wohlthut, wenn sie der Geradheit begegnen und nicht mit schuld sind an dem sittlichen und wirthschaftlichen Verderb ihrer Mitmenschen. Probirt es nur, und ihr werdet sehen, was daraus erfolgt. Treue wird mit Treue belohnt, und darum wollen wir uns hier feierlich und gemeinsam das Wort geben, daß wir alle Fahrlässigkeit abthun und allezeit dem Arbeitgeber Wort halten.

Ja! rief es einstimmig aus der Versammlung, und Hunderte von arbeitsharten Händen streckten sich in die Höhe.

Du, der du das liesest und zu dem ehrenhaften Gewerbstand gehörst, lege die Hand auf dieses Blatt und gelobe das Gleiche von dir selbst. Wirst sehen, es wird dir Ehre vor dir und Ehre und Nutzen vor den Menschen bringen.

Ein besonderes Kennzeichen der Eitelkeit

liegt auch darin, daß die damit Behafteten es nie geradezu eingestehen wollen, wenn sie auch nur in einer unscheinbaren Sache Unrecht haben oder im Irrthum sind. Oft mit Eifer und Scharfsinn bringen sie tausenderlei Gründe vor, für das was sie gethan und gesagt, während sie beim Thun und Sagen keinen einzigen davon im Sinne hatten. Und so kommt zum anfänglichen Irrthum noch das Laster der Lüge. Einen Irrthum kann man einem Menschen beweisen — indem man ihm die wirkliche oder mögliche Sache vor Augen stellt — eine Lüge nur seltener; denn wo soll man den Beweis des Gegentheils hernehmen, wenn Einer lügnerisch behauptet: ich habe die Sache so und so angesehen?

Alle die Ausreden der Eitelkeit geschehen nur, um nicht einfach gestehen zu müssen: ich habe mich geirrt, ich habe das und das nicht recht verstanden oder habe es vergessen.

Forsche einmal im Leben nach, und du wirst sehen daß diese Eitelkeit in der Regel von solchen ausgeht, die nicht in sich fest sind oder immer eine abhängige und unselbständige Stellung nach außen vor Augen haben, so daß sie durch das freie Bekenntniß eines Mangels sich etwas zu vergeben fürchten.

Der Gevattersmann kennt einen tüchtigen Menschen, der bei manchen Gelegenheiten sagte: „das und das verstehe ich nicht oder davon weiß ich nichts.“ „O Sie sind zu bescheiden,“ rief man ihm entgegen. „Nein,“ erwiderte er, „im Gegentheil, dieses Bekenntniß ist Stolz. Weil ich von manchen Dingen sagen kann, daß ich davon etwas weiß oder verstehe, kann ich den Muth haben ohne Scheu zu sagen: in diesem bin ich unwissend. Wer wirklich etwas gelernt hat, braucht sich nicht zu fürchten, die Grenzen seines Wissens einzugestehen, und je mehr man wirklich versteht um so mehr sieht man ein, was man nicht versteht; wer aber nichts Rechtes inne hat, der giebt sich gern bei jeder Gelegenheit den Anschein, als ob ihm gar nichts verborgen wäre. Mein Bekenntniß ist also nicht Bescheidenheit, sondern Stolz, und diesen wünsche ich recht vielen Menschen, und dann wird weniger Lüge und Hohlheit in der Welt sein. Einer wird gern vom Andern lernen und bereichert und aufgeklärt von ihm weggehen.“

Von jenem obengenannten freien Eingeständniß, von jener Willigkeit sich eines Bessern belehren zu lassen, hat der Gevattersmann noch ein treffendes Beispiel in Erfahrung gebracht. Der alte Meister Gottfried von Berlin, ein weltberühmter und ehrenfester Künstler, hatte die Redeweise im Gebrauche: es soll mir lieb sein, wenn ich Unrecht habe — und gerne ließ er sich von einer Beweisführung überzeugen. Der Gevattersmann kennt Nachkommen des Meisters, in deren Familie das Wort heimisch ist, und hoffentlich wird es nun auch in anderen Familien heimisch. Probirt's nur; werdet sehen, wie manche Störrigkeit gebeugt, mancher Streit dadurch geschlichtet wird.

Es ist etwas Wahres dran.

Das ist die wohlfeilste und halbsinnigste aller landläufigen Redensarten, die eine innere Faulheit bekunden. Und wieder ist es die Eitelkeit und Zerfahrenheit, die sie in Umlauf gesetzt hat. Du kommst mit einem Menschen zusammen, der ganz ohne Einsicht und ohne richtige Ansicht einer bestimmten Sache ist. Du setzest ihm Alles auseinander, und machst ihm die Augen auf, und er — was sagt er zuletzt? „Es ist etwas Wahres dran, an dem was Sie sagen.“ Er kann und wird dir nicht sagen, worin diese Stückwahrheit bestehe; er glaubt genug gethan zu haben mit dieser höflich zunickenden Redensart. Solche Menschen sind keiner Erlösung mehr fähig und des Besten verlustig was es geben kann auf der Welt: durch ein neues Wort, durch einen neuen Gedanken, der in die Seele geht, eine neue Belebung zu gewinnen.

Die Menschen, welche die obengenannte Redensart im Munde führen, wo sie andächtige Zustimmung zu erkennen geben sollten, diese Menschen würden eine neue Offenbarung, die ihnen verkündet würde, mit dem anmuthig freundlichen Zulächeln begrüßen: Es ist etwas Wahres dran!

Laß dich von diesem Hochmuths- und Faulheitsteufel

nicht berücken, und du wirst sehen, es giebt keine größere Freude als die: sich von einem Mitmenschen eine echte und rechte Wahrheit vollauf und ganz geben zu lassen. Es ist eine neue Belebung, über den abgestandenen Irrthum hinüber zur Wahrheit zu kommen. Wenn ein frisches Faß angestochen ist, merkt man erst recht, wie welk und abgestanden Das vom alten war, und das Neue mundet um so besser.

Vom zertretenen Korn.

„Es giebt nichts Schöneres,“ sagte der Pfarrer vom Berge, der mit seinem Schultheiß — oder wie es nach dem neugebackenen Titel jetzt heißt, mit seinem Ortsvorstand — in Amtsgeschäften aus der Stadt zurückkam, als sie die Hochebene erreicht hatten und den Fußweg durch die hohen Kornfelder einschlugen, „es giebt nichts Anmuthenderes, als so hinzuschreiten durch das wogende Feld, und mir thut das noch wohler als ein Waldgang. Diese Saat ist mit Gottes Hülfe unsere eigene Arbeit, und seht, Schultheiß, der Roggen steht gleich auf mit Eurem Hute. Das Getreide hat für mich etwas besonderes Heiliges, das grünt und sproßt und blüht, und hat es seine Frucht gezeitigt, so stirbt es ab, bleibt nicht für sich wie der Baum; es scheint nur für die Frucht, für des Menschen Nahrung zu leben.“

Der Schultheiß hörte ruhig zu, er nickte mit dem Kopfe, aber um seine Lippen spielte ein seltsames Lächeln, und als jetzt der Pfarrer, fast als spürte er das Lächeln hinter seinem Rücken, sich umwendete, und den Schultheiß zutraulich fragte, was er wieder habe, er sehe ihm was Verstecktes an, da sagte der Schultheiß: „O Herr Pfarrer, bei Ihnen ist man immer

in der Kirche, und Sie gehen auf dem Boden herum wie im Himmel. Aber Herr Pfarrer, mit Verlaub, das ist mir viel zu fein, und nun gar für die da drin! Sagen Sie das Einem im Ort, und es ist wie wenn man einem Ochsen ins Horn kneift, er spürt nichts davon. Mir gehen, wenn ich mich da umsehe, ganz andere Gedanken im Kopf herum."

„Nun? Darf ich sie nicht wissen?"

„Freilich, schauen Sie, das ist mein Acker. Da ist kein Weg, aber die Leute haben sich einen mitten durch gemacht, und es giebt nichts Aergerlicheres als das; denn schauen Sie, es ist nicht genug, daß Eines Platz hat, die sich begegnen müssen einander ausweichen, und sie treten oft noch mit Fleiß nebenaus. Und da liegt mindestens ein gehauftes Malter Korn, das die Leute da niedergetreten haben, und Keiner macht sich ein Gewissen daraus, die gute Gottesgabe unter den Fuß zu treten. Es ist ein guter Brauch, daß man keine Brosamen auf den Boden wirft, und wo sie sind aus dem Wege kehrt; aber da, das ist doch auch Brod, und wenn die Leute nur dreißig Schritte Umweg machen wollten, da drüben geht der Rain; aber was ficht das die Leute an? Sie suchen den nächsten Weg. Ich habe Alles gethan, um den Durchgang zu versperren. Sehen Sie, dort liegen die Dornen, aber sie haben mir sie nebenan geworfen; dort habe ich Graben gehackt, aber was hat's genützt? Sie treten jetzt im Halbkreis drum herum, und ich habe doppelten Schaden. Es geht mit den Dornen und Graben wie mit den Gesetzen im Verordnungsblatt, sie richten oft noch mehr Schaden an als sie verhüten wollen, denn der Flurschütz kann nicht überall sein, und wenn's

Niemand sieht, thut Jeder was er will, und ist noch bös, weil man ihm was in den Weg gelegt hat, und freut sich, daß er drüber hinaus kann."

„Wenn man nur wüßte," entgegnete der Pfarrer, „wer zuerst diesen Weg durchs Feld gemacht; denn so ist einmal der Lauf der Welt: hat der Eine zuerst die Sünde gethan, so geht der Andere in den Fußstapfen nach, und denkt: jetzt schadet's nichts mehr."

„Und der Erste denkt vielleicht," ergänzte der Schultheiß, „man sieht meinen Schritt nicht, und ich bin schnell darüber weg, es schadet nichts, das Verdorbene richtet sich wieder auf, oder eigentlich — und das ist am meisten der Fall — er denkt gar nichts dabei."

Der Pfarrer ging still vor sich hin, und an seinem Hause schüttelte er dem wackern Schultheiß nochmals die Hand.

In der Erntepredigt, die alljährlich gesetzmäßig gehalten werden muß, überraschte der Pfarrer seine Zuhörer mit einer seltsamen Auseinandersetzung. Er erklärte ihnen, wie wohlthuend es sei, daß man sich allsonntäglich zu gemeinsamer innerster Sammlung und Kundgebung seiner Wünsche und Bestrebungen einige im Gebet, und wie der Geistliche nur ein Vordenker sei, der der Gemeinde das darbringe, was die Besten aller Zeiten gedacht, und wieder in ihm erweckt zu gemeinsamer Belebung; dann aber sagte er, daß das noch erhebender sei, wenn der Geistliche nicht immer allein aus den überlieferten Schriften und aus dem eigenen Herzen spreche, sondern auch, wenn er seinen Mund leihe dem Denken und Fühlen Derer aus der Gemeinde, so daß sich wahrhaft eine Gemeinde des

Geistes bilde. Und nun ging er auf die Betrachtung der durch das Feld getretenen Wege über. Er verpflichtete sich zuerst feierlich von der Kanzel, nie mehr einen Weg durchs Feld zu gehen, der nicht eigens dazu angelegt war, und er verpflichtete einen Jeden, auf sich selber zu achten und Andere dazu anzuhalten, daß ein Gleiches geschehe. Zuletzt erzählte er aus der Bibel, daß man im Lande Kanaan gesetzlich ein Stück des erntereifen Ackers stehen lassen mußte für die Armen und Besitzlosen, und so legte er den Großbauern ans Herz, dasjenige, was durch die Feldwege bisher niedergetreten worden sei, noch als ein Uebriges zu dem Gewöhnlichen an die Armen zu vertheilen.

Sieh dich nächstes Jahr in deiner Gemarkung um, was diese Mahnung für Frucht getragen hat.

Auf einem Acker an der Eisenbahn.

Der Gevattersmann denkt noch mit Freude an einen hellen Sommertag, als er mit dem — nein, er darf seinen Namen nicht nennen, denn er nimmt das übel — also mit einem aufgeweckten und behäbigen Bauer dessen Feldwirthschaft besichtigte; denn es gehört zu dem Erfreulichsten, in ein gesundes, mit Fleiß und Verstand gehaltenes Anwesen hineinzuschauen: der Arbeitende genießt das Glücksgefühl seines Thuns noch einmal in der Freude dessen, dem er es zeigt, und er braucht nicht zu fürchten, daß man das Eitelkeit nennen wird, denn das Schimpfen auf die Eitelkeit ist in vielen Fällen weiter nichts als ein Laufpaß für die Faulheit.

Als wir an ein Ackergebreite längs der Eisenbahn kamen, sagte der Bauer: „Sie können sich gar nicht vorstellen, was für Geschrei und Aberglaube überall auf den Dörfern war, als man die Eisenbahn anlegte. Man wird's in hundert Jahren nicht mehr für wahr halten, was man davon fabelte; denn jetzt schon kommt es Einem vor wie ein Traum nach einem Rausch. Noch jetzt, wenn man so am Geländer steht, und der Bahnzug braust daher, ist es Einem als ob der ganze Zug zermalmend auf Einen losfahre; damals aber haben die

Leute wirklichen Schwindel davon bekommen. Ich will dessen gar nicht gedenken, daß man wirklich und wahrhaftig geglaubt hat, der Teufel allein habe den Bau zu Stande gebracht, und er fahre dahin und käme übers Jahr wieder um seine Opfer zu holen; der jüngste Tag sei vor der Thür. Die Leute sagten sogar, das Saatfeld ginge davon zu Grunde, die Bäume sterben ab und die Dörfer werden in Brand gesteckt; und jetzt — sehen Sie, das gehörte zu meinen schlechtesten Aeckern, und nun ist es einer von den besten. Die Bergwasser, die da herunterkommen, haben den Boden zum ertrunkenen Lande gemacht, und ich habe meine Nachbarn nicht dazu bringen können, daß wir eine gemeinsame Ableitung anlegten; da hat die Eisenbahn einen Durchlaß gemacht, und wir haben den besten, fetten Boden, der fast gar keinen Dünger braucht. Im Bestellen und Einheimsen der Ackerfrucht ist die Eisenbahn freilich hinderlich, weil die Bahnwärter mit ihrem Staatsdienerstolze keinerlei Rücksicht wollen gelten lassen, aber das wird sich mit der Zeit schon geben. Die Eisenbahn ist jetzt unsre beste Uhr, und es hat doch was Prächtiges, daß man ganz genau weiß, wieviel es an der Zeit ist; die Genauigkeit und Pünktlichkeit, an die man sich durch die Eisenbahn gewöhnen muß, ist in allen Dingen von großem Nutzen, so wenig man das auch noch deutlich bemerkt. Und tagtäglich sieht man, von wie vielen Dingen man noch nichts weiß, und das thut auch gut. Besonders die Kinder können sich die Eisenbahn gar nicht aus dem Sinn oder gar nicht hineinbringen. Meine Kinder wollen immer wissen, wie das mit dem Dampfwagen u. s. w. eingerichtet ist, und wie man das macht, und ich

selber, wenn ich dastehe, und den Zug vorbeibrausen sehe, und wenn ich mir den Draht da oben betrachte, der sich dahinzieht, muß oft denken: es ist doch eine große Sache, was Menschenverstand zuwege bringt. Ich habe mir drinnen auf der Hauptstation die Gläser und Kolben zeigen lassen mit deren Ausströmung der Draht beständig gespeist wird; ich muß sagen, ich verstehe es doch noch nicht recht, aber das habe ich behalten, was mir der Telegraphenmann sagte: heutigen Tages ist der Mensch so weit gekommen, daß er mit Sonnenstrahlen malt, mit Dampf reist, und mit Blitzen spricht. Und wenn ich mir so denke: jetzt in diesem Augenblick laufen unhörbar und schneller als man's sagen kann, Worte durch den Draht dahin, und ein Land spricht mit einem andern, und ich sehe nichts und merke nichts davon, da macht mich das Geheimniß hier fast andächtig. Vor Zeiten hätte man diese Dinge nicht Geheimnisse, sondern Wunder genannt, aber jetzt wissen wir, daß sie das nicht sind: die Einen verstehen sie und die Anderen nicht; und es wird eine Zeit kommen, wo wiederum Neues offenbar ist. Und ich denke an die großen Geheimnisse, die in der Welt und über ihr noch verborgen sind, und Alles ist so groß, daß ich's nicht fassen und nur erstaunen kann. Ich danke meinem Geschick, daß ich in einer Zeit lebe, in der die Geheimnisse der Welt uns ganz nahe gerückt sind; seit ich das weiß, bin ich viel glücklicher. Ueber meinen Acker hin ziehen unsichtbare Worte, und auch auf meinem Acker steht das große Räthsel der ganzen Welt, zu dem wir in Andacht aufschauen."

Der Gevattersmann freut sich, daß der, der das gesagt, jetzt auch hier lesen kann, und wenn er ihn bei einem guten

Trunk Bier dort in jenem Thalwirthshause wiederfindet, wird er ihm hoffentlich keine Vorwürfe mehr machen. Vielleicht nur den, daß er ihn ein bischen herausgeputzt habe; aber — wer hat auch einen Rock von einem andern Schnitt angehabt als er Geschworner beim Schwurgericht war? Der Mensch darunter bleibt doch derselbe, und die Gedanken bleiben doch dieselben, und gute Gedanken auf einem Acker sind auch ein Segen, wenn man ihn auch nicht im Wagen führt, und mit der Gabel ladet. Beim großen Ausdreschen wird sich's zeigen.

Welches ist der gottloseste Gedanke?

Es standen zwei Wanderer an der Umzäunung eines Dorfkirchhofes, und der Aeltere sprach: Es ist ein Zeichen von der Verwilderung unseres Lebens, daß die Dorfkirchhöfe in der Regel nur einen wüsten ordnungslosen Eindruck machen. Man hat die Kirchhöfe außerhalb des Dorfes verlegt, und sie sollten den wohlthuendsten Anblick des Naturfriedens gewähren, durch geordnete Wege, durch Baumpflanzungen und Blumen; aber freilich, die meisten Ortsvorsteher denken nur an die Grasnutzung vom Grabe ihrer Angehörigen."

Der Jüngere schien anderen Gedanken nachzuhängen, sein Blick war wehmuthsvoll und er sprach endlich tief aufathmend: „Diese Gräber, wer weiß welches Leben sie decken, wie viele hier vermodern und sind in ihrem Dasein nie das geworden, wozu die Kraft in ihnen lag. Dort sind die Gebeine eines armen Taglöhners, der vielleicht ein volkbeglückender Regent; dort Einer, der ein weisheitspendender Lehrer, und wiederum Andere, die hätten Denker, Dichter, Künstler, Erfinder, Feldherren und große Männer aller Art werden können, wenn nicht das Schicksal ihnen diese Gelegenheit versagt, wenn nicht bedrückende Verhältnisse sie eingeengt hätten, so daß sie nie das wurden, was sie zu werden bestimmt waren."

„Was sie zu werden bestimmt waren! An dieses Wort von dir knüpfe ich an," erwiederte der Aeltere, „und sage dir daß dein Ausspruch der gottloseste ist, der sich denken und kundgeben läßt. Die Klage und Wehmuth über das, was man untergegangene oder erstickte Größe nennt, ist eitel. Jedes wird in der Welt das, was es zu werden die wirkliche Macht hatte; läßt es sich durch Hindernisse und Störungen beeinträchtigen oder gar zerstören, so hat es eben nicht die volle Kraft gehabt zu dem, was es sich selbst einredete oder was Andere ihm zumutheten. Es giebt keine erstickte Macht in der Welt; läßt sie sich ersticken, so ist sie eben keine. Wäre das anders, so wäre die Welt, das Schicksal der Völker und der einzelnen Menschen ein bloßes Gaukelspiel. Der auf Erkenntniß gegründete Glaube an die Weisheit und Gerechtigkeit der Weltordnung ist Eins mit dem Glauben an die unzerstörbare Kraft des menschlichen Willens und seiner im letzten Grunde festgestellten Unabhängigkeit von äußeren Bedingungen. Die Fähigkeit durch redliche Arbeit sich zu vervollkommnen, fehlt in keiner Lebenslage. Aeußerliche Verhältnisse können den Gegenstand ändern, mit dem ein Mensch zufrieden und glücklich ist, aber die innere Zufriedenheit, die Glückseligkeit in sich, die reine Gemüthsverfassung, wird dadurch nicht geändert. Du hast insofern Recht: es können hier die Hüllen großer Geister begraben sein; aber besteht denn die Größe allein in der Breite und Weite des Gebietes, das man mit seinen Gedanken und Thaten beherrscht? Die Art und die innere Seele dessen was man thut, ist die eigentliche Größe, nicht die Zahl, nicht das Gebiet, denen die That zu gute kommt. Das was den eigentlichen und echten

Werth des Menschen ausmacht, ist überall das Gleiche. Allenthalben ist Gelegenheit gegeben, sich als rechtschaffen und tapfer, als dienstwillig und hülfreich gegen Andre zu bewähren, und das ist das Beste, was der Mensch kann, ob er nun als Minister, als Gelehrter, oder als Ackerknecht und Fabrikarbeiter seinen Menschenberuf erfülle. Wer seine gegebenen Verhältnisse wahrhaft zu erfüllen sucht, mit Nachdenken, mit Fleiß und Liebe, der hat dem Besten genügt. Besseres kann Niemand thun. Alle Sehnsucht nach Bethätigung in anderen Verhältnissen ist gestillt, wenn man bedenkt, daß sich damit nur die Erscheinungsart verändert, keineswegs aber die innere Tugend, die überall die gleiche ist. Hier hört alle Eifersucht und alles ungestillte Verlangen auf. Immerhin mag Jener dort Beruf und Fähigkeit zum Staatsmann gehabt haben, und war dieß, so hat er sein gerechtes Bemessen gewiß in kleinen Verhältnissen geübt und der in ihn gelegten Kraft Genüge gethan; daß er es nicht weiter that, war eben weil seine Kraft dazu nicht ausreichte oder weil im Haushalt der Welt Manches sich zu scheinbar Kleinem verwenden lassen muß. Jener dort mag nach innerer Befähigung ein weiser Lehrer, die Anderen mögen Denker, Dichter, Künstler, Erfinder, Heerführer gewesen sein, und sie haben das gewiß nach Maßgabe ihrer Naturkraft nach außen erfüllt und ihr Geist lebt fort in Anderen, denen sie eine kleine Anregung gegeben, und wir können die Zuversicht festhalten, daß er einst auf anderer Stätte, in anderem Boden seine volle und durch neue Zuthaten vermehrte Kraft und gemeinnützige Größe entfalten wird. Es ist ein hoher Spruch der Weisheit, der die Welt verstehen lehrt, wenn es 1. Kor. 12, 4—6. heißt: Es

sind mancherlei Gaben, Aemter, Kräfte, aber es ist Ein Geist, Ein Herr, ein Gott der da wirket Alles in Allem.

Und ein gutes Sprüchwort sagt: nicht der ist arm, der wenig hat, sondern wer viel begehrt! Aber hätten diese Alle auch einsiedlerisch in sich versunken gelebt und nie, auch nur in der kleinsten Weise, zur äußeren Geltung und Wirkung gebracht was in ihnen war, so waren sie es für sich, und das war ihre Erfüllung. Es blühen tausend Blumen im verborgenen Waldesgrund, die Niemand sieht, es reifen tausend Früchte, die Niemand genießt; daß sie aber für sich zu Blumen, zu Früchten geworden, das ist ihre Erfüllung in sich, die göttliche Vollendung ihrer Naturbestimmung. Und die Natur ist so reich, daß sie nicht Alles unseren Augen sichtbar und mit Händen greifbar zur Verwendung und zum Verbrauche bringt. Zu denken aber, daß Etwas in der Welt durch zufällige Verhältnisse seine Naturbestimmung verfehlt habe, das ist der gottloseste Gedanke von allen, die sich denken lassen.

Der Jüngere drückte dem Aelteren still die Hand, und sie gingen getrosten Muthes in gleichem Schritte von dannen.

Eine fremde Hand

schlägt dein eigen Kind. Du kommst dazu und erfährst, daß das Kind es wohl verdient hat, und du weißt, daß der Lehrer oder wer es sonst eben gezüchtigt, im Allgemeinen ein wohlwollender Mensch und dem Kinde zugethan ist; und dennoch, wie du so dein eigen Kind gezüchtigt siehst, dreht es dir das Herz im Leibe um. Warum denn? Weil du doch Niemand die Liebe für dein eigen Fleisch und Blut zutraust, wie dir selbst, und das läßt sich nicht überwinden.

Gieb aber auch auf dich selber Acht, ob nicht oft deine eigene Hand, die das Kind züchtigt, eine fremde ist, ob du nicht oft in Mißmuth über ganz Anderes eine Unfolgsamkeit oder eine Unart an deinem Kinde mit einer Härte bestrafest, die das Vergehen bei weitem nicht verdiente.

Hüte dich, daß deine eigene Hand nicht die fremde sei.

Auerbach, Berthold,

Schatzkästlein des Gevattersmanns

Bd.: 1

1862